

Vergißeinnicht 1911

6 (1911)

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
Nr. 6.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gelandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, rut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlfarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Zwei Kaffernkinder bitten den Hochw. P. Ambros
um Aufnahme in die Missionsschule.

Köln a. Rh.
Juni 1911.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Beim Gottesmahl gewesen.

O sag', warum dein Aug' so licht
Und deine Stirn so klar?
So sah ich dich zuvor noch nicht,
Du blickst so anders gar.

Ich hab' auch nicht zuvor gewußt,
Was wahre Wonne sei,
Doch heute ward in meiner Brust
Ja alles, alles neu.

O sag', warum dein Fuß so leicht,
Und deine Hand so lind?
Und jedes Wort wie aufgeweicht
Von Tau und Maienwind?

Ja sieh', heut' hab' zum erstenmal
Den Frühling ich erblickt,
Und süßer Maien-Sonnenstrahl
Hat mich der Welt entrückt!

O sag', warum dein Lächeln heut'
Mit lauter Licht getränkt,
Und deine Nähe wie geweiht,
So mild und gottverient?

O still in meinem Herzen ruht
Ein Kindlein, — Gottes Sohn!
Den gab Maria mir in Hut
Zur ersten Kommunion!

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit (1578) landete der portugiesische Ritter Duarte Lopez auf einem von seinem Oheim befrachteten Schiffe zu Loanda, um sein Glück im Kongoreiche zu machen. Nachdem er das Land nach verschiedenen Richtungen hin durchstreift und manches Abenteuer mit wilden und feindlichen Stämmen bestanden hatte, kam er auch an den Hof des Königs Alvarez, wo er freundliche Aufnahme fand und bald zu großem Ansehen gelangte.

Auf seinem Rat wurden nochmals Briefe nach Portugal gefandt und abermals dringend um Missionäre gebeten, allein König Sebastian hatte inzwischen auf dem unglücklichen Feldzuge nach Marokko sein Leben verloren, und sein Nachfolger, Kardinal Don Henrique, regierte nur kurze Zeit und war ganz von vielen anderen Geschäften in Anspruch genommen. Somit blieb die Antwort aus.

Als aber Philipp II., König von Spanien, im Jahre 1580 auch die Krone von Portugal auf sein Haupt gesetzt hatte, sandte er an alle portugiesischen Kolonien königliche Schreiben und machte ihnen die Besitzveränderung kund. An den König von Kongo überbrachte dieses Schreiben ein gewisser Sebastian de Costa. Der König nahm das Schreiben mit aller Ehrfurcht entgegen und schickte dann Sebastian de Costa nach Spanien zurück, indem er abermals dringend um Priester und Glaubensboten bat und neuerdings die Ueberlassung seiner Bergwerke in Aussicht stellte. Allein das Schiff, worauf sich Costa befand, ging an der Küste von Portugal mit Mann und Maus zu Grunde.

Als Alvarez dieses Unglück erfuhr, beschloß er einen zweiten Gesandten nach Spanien zu schicken und wählte dazu den obengenannten Duarte Lopez. Er übergab ihm die nötigen Beglaubigungsschreiben an den König von Spanien und den Papst und schärfte ihm besonders ein, den traurigen Zustand der christlichen Kirche in seinem Reiche zu schildern und um Abhilfe zu bitten. Um seinen Bitten mehr Nachdruck zu verleihen, mußte der Gesandte Proben der edlen Metalle aus den Minen Kongos zeigen und überdies eine volle Handelsfreiheit anbieten, welche bis jetzt den Portugiesen trotz aller Bemühung noch immer nicht zugestanden worden war.

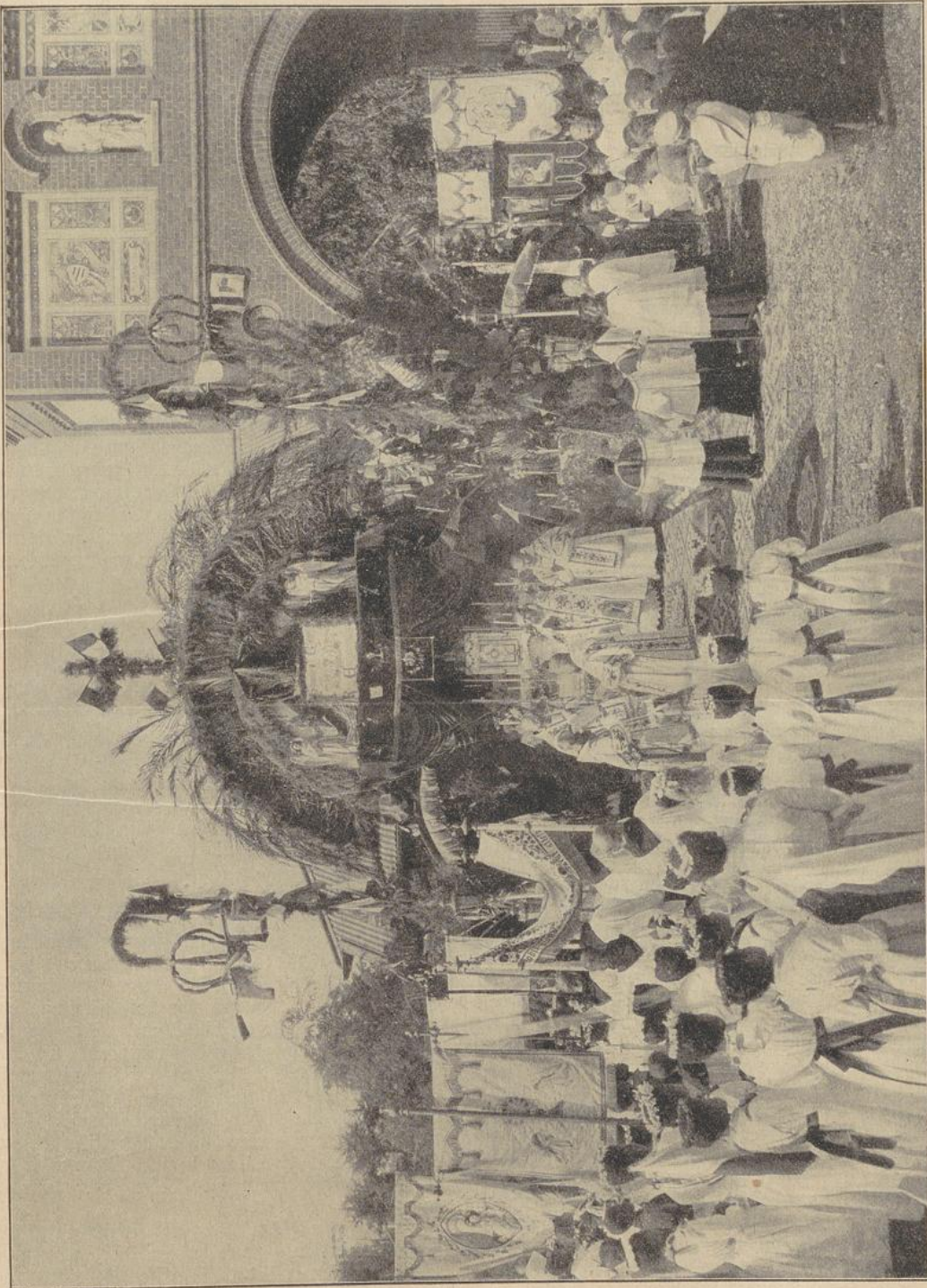
Lopez gelangte nach vielen Mühen und Beschwerden über Brasilien nach Portugal, fand aber bei König Philipp, der eben mit der Ausrüstung seiner Armada gegen England beschäftigt war, kein geneigtes Gehör. Mergelich über den geringen Erfolg seiner eifrigen Bemühungen und betrübt über die Eitelkeit und Ungezogenheit der menschlichen Dinge überhaupt, vertauschte nun Lopez den Degen mit dem Kreuze, entsagte zu Madrid der Welt und legte eine graue grobe Kleidung an.

Nun aber hielt er es für doppelte Pflicht, die guten Absichten des Königs Alvarez zu fördern. Er machte sich daher auf und begab sich nach Rom, um dem Papste Sixtus V. den Zweck seiner Reise zu eröffnen. Während seines Aufenthaltes in der hl. Stadt schrieb er seine berühmten Notizen über das Kongoreich nieder, dessen Beschaffenheit und Volk er auf seinen vielen Reisen genau kennen gelernt hatte. Wir gedenken auf seinen Bericht bei einer anderen Gelegenheit zurückzukommen.

Inzwischen war Don Duarte Lopez zu der ganz richtigen Ueberzeugung gelangt, die Befehrung der Kongo-Neger sei von Anfang an übereilt worden, weshalb die alten heidnischen Gewohnheiten unter der äußeren christlichen Form fortbauerten. Um dem Uebelstand nach Kräften zu steuern, verwandte er einen beträchtlichen Teil seines großen Vermögens zur Stiftung eines Klosters am Kongo. Es sollten darin gelehrte Mönche und Priester unterhalten werden, und diese sollten junge Neger in den freien Künsten und Wissenschaften, namentlich aber in der christlichen Religion unterrichten, letztere aber sollten nachher im ganzen Lande umherziehen und ihre schwarzen Landsleute im christlichen Glauben und allen nützlichen Dingen belehren. Auch nahm er sich vor, ein Hospital für arme christliche Neger zu erbauen, und ließ sich für die Rechte und Freiheiten dieser Anstalten vom Papste und dem Könige von Spanien die nötigen Urkunden ausfertigen.

Nachdem er seine Angelegenheiten geordnet hatte, trat er um das Jahr 1590 die Rückreise nach dem Kongo an. Leider fehlen von da an alle weiteren Nachrichten über ihn, und wir wissen nicht, ob und inwieweit er seine menschenfreundlichen Absichten erreichte.

König Alvarez I. war inzwischen (1587) gestorben, ohne während seiner langen Regierung etwas Ersprießliches für die christliche Religion getan zu haben, denn



Gronleichnamsfest in Mariannhill.

er schwankte beständig zwischen Christentum und Heidentum. Sein Nachfolger Alvarez II. dagegen war ein eifriger Christ. Gleich nach seinem Regierungsantritt schickte er eine Botschaft an Philipp II. und ließ ihm vorstellen, daß ohne die Ankunft eines Bischofes die christliche Kirche am Kongo dem Untergang entgegenstehe.

Seine Bitte fand rasche Erhörung. Es traf ein neuer eifriger Bischof ein; mit ihm kamen mehrere Jesuiten, und ihren vereinten Bemühungen gelang es bald, der in ihren Glauben schwankenden Bevölkerung neuen frischen Mut einzuflößen. Viele Bewohner hatten aus Furcht vor den wiederholten Einfällen der Schaggaer Schutz in unzugänglichen Gebirgen gesucht und waren hier fast

ganz verwildert. Die Jesuiten suchten sie in ihren Schlupfwinkeln auf, sprachen ihnen Mut zu und führten sie in die verlassen Dörfer zurück.

Kurz nach dem Regierungsantritte Alvarez III. trafen neue Missionäre aus dem Jesuitenorden ein, und auch sie wirkten mit großem Erfolge für die Ausbreitung des Christentums.

Eine ganz besondere Vorliebe aber zeigten die Kongoneger für die Kapuziner. Die ersten Mitglieder dieses Ordens waren von Brasilien herübergekommen. Ihr Seeleneifer, ihre Armut und Uneigennützigkeit machten einen tiefen Eindruck auf das Volk, desgleichen erwarben sie sich die Liebe und den Beifall aller durch die bereitwillige Unterstützung der Armen und die liebevolle Pflege der Kranken. Allgemein verlangte man, daß noch mehr Priester dieses Ordens nach dem Kongo kämen. Da sich aber die Verhandlungen, welche Alvarez III. in dieser Angelegenheit mit Papst Paul V. anknüpfte, zerschlugen, erneuerte König Alvarez IV. sein Gesuch um Missionäre aus dem Kapuzinerorden bei Urban VIII.

Die Bitte entsprach ganz dem Wunsche des hl. Vaters. Er traf sofort die nötige Anordnung und wählte 4 Priester und 2 Laienbrüder aus und zwar ausschließlich aus italienischen Klöstern, weil er diesen eine genauere Kenntnis der christlichen Lehre und namentlich des kanonischen Rechtes zutraute. Dieses Verfahren fand jedoch nicht den Beifall des spanischen Hofes, und erst nach umständlichen Verhandlungen, welche über vier Jahre dauerten, erhielten die Missionäre die Erlaubnis zur Reise nach dem Kongo.

Am 20. Januar 1645 schifften sie sich endlich im Hafen von San Lucas auf einem Fahrzeuge ein, das nicht den gewöhnlichen weiten Weg über Brasilien nahm, sondern eine direkt südliche Richtung einschlug. Sie wurden jedoch durch die Strömung und heftige Stürme bis zum Kap der guten Hoffnung getrieben. Hier schlug glücklicherweise der Wind um, und nach einer kurzen Fahrt von fünf Tagen landete man an der Mündung des Kongo. Es war dieselbe Stelle, an der Diego Cam im Jahre 1484 die Küste berührt und einen steinernen Pfeiler mit einem Kreuze aufgerichtet hatte. Da aber dieser von holländischen Seefahrern umgestürzt und zertrümmert worden war, ersetzten ihn die Kapuziner durch ein großes hölzernes Kreuz und errichteten daneben eine Kapelle, worin zeitweilig die hl. Messe gelesen wurde.

Der Häuptling aber, oder wie er sich jetzt nach portugiesischer Sitte nannte, Graf Dom Daniel, Statthalter der Provinz Sogno, hatte sich um diese Zeit empört und führte mit seinem Oberherrn, dem Könige von Kongo, Krieg. Nichts destoweniger empfing er die Kapuziner-Missionäre mit großer Freude. Er kam ihnen mit stattlichem Gefolge aus seiner drei Meilen entfernten Residenz entgegen und führte sie unter vielen Ehrenbezeugungen nach Bindu. Diese seine Hauptstadt bestand allerdings nur aus einer Menge elender Hütten, lag aber in einer sehr fruchtbaren Gegend auf einem sonnigen Hügel und hätte mit geringer Mühe in eine leicht zu verteidigende Festung umgewandelt werden können.

Auf einem freien Platze dieser Stadt stand ein hohes hölzernes Kreuz, und nahe dabei befand sich eine Kirche, in welche sich die Missionäre vor allem begaben und voll Freude über ihre glücklich vollendete Reise das Te Deum oder den ambrosianischen Lobgesang anstimmten. Bald wurde der Zudrang der Eingeborenen so groß, daß die Kirche sie nicht alle fassen konnte, weshalb man, um das hohe Pfingstfest, das im Jahre 1645 auf den 4. Juni

fiel, gebührend feiern zu können, einen Altar vor der Kirchentüre im Freien errichten mußte. Obschon von der weiten Reise noch sehr ergriffen, lagen die Missionäre ihren Pflichten mit unermüdlichem Eifer ob, erteilten mit Hilfe von Dolmetschern Unterricht, spendeten die hl. Taufe und hörten Beichte usw. Die übergroßen Anstrengungen in dem heißen, ungewohnten Klima wirkten jedoch so nachteilig auf ihre Gesundheit, daß die meisten von ihnen schwer erkrankten und sehr vom Fieber zu leiden hatten. Es erlag jedoch nur einer der gefährlichen Krankheit, die Uebrigen wurden durch die Umsicht und Geschicklichkeit des Laienbruders Hieronymo de la Puebla, eines geschickten Chirurgen, gerettet.

Bald jedoch gewann man die Ueberzeugung, daß die geringe Zahl der Missionäre für ein so ausgedehntes Arbeitsfeld bei weitem nicht ausreichte. Deshalb wurden zwei von ihnen mit demselben Schiffe, auf dem sie gekommen waren, und das inzwischen mit Ebenholz und anderen Waren nach Brasilien befrachtet worden war, nach Europa zurückgeschickt, um von dort hinreichende Unterstützung zu erbitten. Einer der beiden Abgesandten war Francisco de Pompeona, der früher in der Welt als Tiburtio de Rebin, Ritter von San Jago und Generalquartiermeister des spanischen Heeres tätig gewesen war und daher noch immer einen bedeutenden Einfluß am spanischen Hofe hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Phrenologie der Kaffern.

Was weiß der heidnische, ungebildete Kaffer von Phrenologie? Er kennt ja dieses Wort gar nicht. Das griechische Wort kennt er allerdings nicht, wohl aber kennt er die menschlichen Sinne und Gefühle, sowie gewisse Seelenkräfte und Tugenden, und wähnt, es entspreche jeder geistigen Kraft ein bestimmtes körperliches Organ, in dem jene ihren Sitz habe. Daß er dabei von den Ansichten unserer Zeit abweicht und oft arg danebenschießt, versteht sich von selbst. Doch nehmen wir gleich einige konkrete Beispiele:

Kühnheit und Tapferkeit ist nach dem Moralbegriff der Kaffern die Fürstin aller Tugenden, sie steht auf gleicher Stufe mit der Tugend der Treue gegen den Häuptling. Die genannten Eigenschaften nehmen bei allen Völkern eine hohe Stellung ein, un- zivilisierte stellen sie an die Spitze. Sitz der Tapferkeit ist nach der Ansicht der Kaffern die Leber; manchmal geben sie auch das Herz als deren Hauptsitz an. Die Galle aber ist vollends jene Flüssigkeit, welche so eigentlich das Wesen der Tapferkeit in sich schließt. Will der Schwarze einem einen hohen Begriff geben von dem Mut und der Heldenhaftigkeit eines Mannes, so sagt er: „Der Mann hat eine große Leber und eine scharfe Galle.“

Kraft und Ausdauer, dieser wesentliche Faktor im menschlichen Charakterbilde, verbindet sich in der Idee des Kaffern mit dem Begriffe „Schwitzen“; und da der Schweiß zuerst an der Stirne sich zeigt, so behaupten die Kaffern oft, Sitz und Zentrum der Ausdauer ruhe auf der menschlichen Stirne.

Der Sitz des Verstandes und der Erkenntnis wird zuweilen auch in die Leber verlegt, doch der Kaffer versteht hier unter Verstand in erster Linie den strategischen Scharfblick auf dem Schlachtfelde. Jugendliche Lebenskraft, der übrigens nicht oft Erwähnung geschieht, domiziliert er im Marke der Gebeine. Den Sitz des

Lebens sucht er im Blute, doch ist es fraglich, ob ihm diese Idee schon ursprünglich zu eigen war; möglich daß sie ihm von den Arabern eingeimpft wurde. Das Gehirn mag nach kaffrischem Begriff wohl auch der Sitz einer speziellen Eigenschaft sein, doch habe ich nie gehört, daß sie ihm eine besondere Tätigkeit zuschreiben, sagt Dudley Kidd. Auch über den Sitz der Liebe scheint der Kaffer nicht klar zu sein. Eine Mutter würde ihn jedenfalls in die Brust verlegen. Wohl spricht der Kaffer oft von seinem inhiziyo, dem Herzen, allein, er zeigt dabei regelmäßig auf den Schlund und Gaumen, der stets liebende Sehnsucht nach Speis und Trank, speziell nach Fleisch und Bier bekundet.

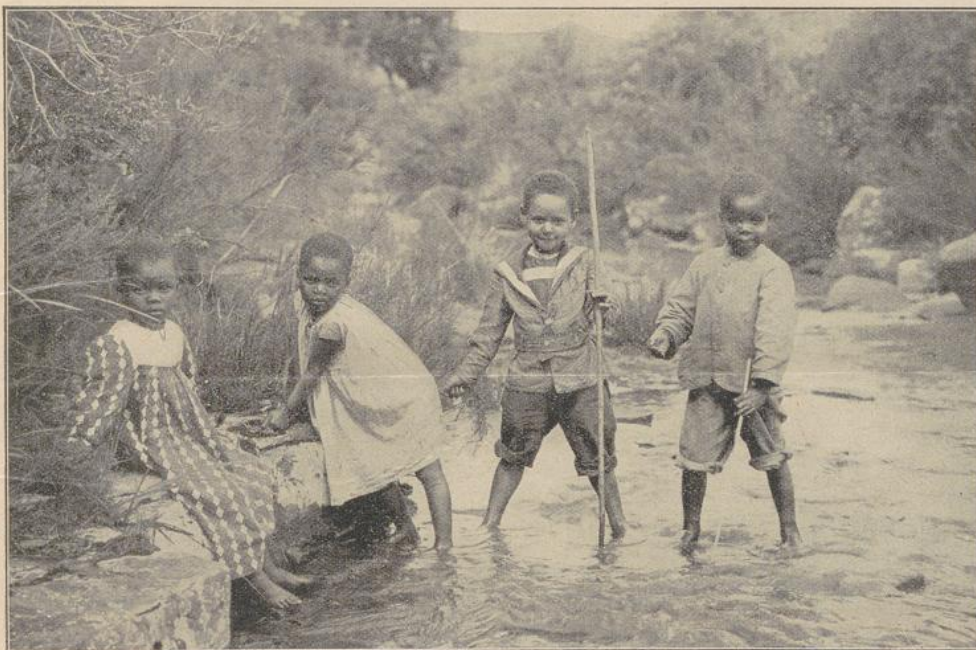
Cassalis schreibt, daß die Basutos geistiges Fühlen und Wollen ins Herz verlegen. Ein „großes Herz“ bedeutet bei ihnen einen klugen, verständigen Mann, ein „kleines Herz“ einen leicht erregbaren Menschen. Will

jachen Begriffe bunt durcheinander und logische Konsequenz ist seine Sache nicht.

Wir wollen nun der Reihe nach einige besonders charakteristische Eigentümlichkeiten im Geistesleben der Kaffern näher beleuchten. Den Anfang wollen wir machen mit dem

Gedächtnis.

Die Schwarzen haben für Dinge, die ihr Interesse erregen, ein ganz erstaunliches Gedächtnis. Da sie weder Bücher noch Schriften besitzen — wir reden natürlich immer vom heidnischen, unzivilisierten Kaffer — so sind sie ganz auf ihr Gedächtnis angewiesen. Dieses wird beim Schwarzen nicht beschwert mit all den vielen Gegenständen unseres modernen Schulwesens, wohl aber wird es gekräftigt und gestärkt durch beständige Übung. Die Kaffern befolgen, was Lord Beaconsfield anrätet,



Anhänger Kneipps in Südafrika.

er einen Mann als tapfer bezeichnen, so sagt er, er habe ein „starkes Herz“. Ein „weißes“ Herz ist voll Glück und Freude, ein „schwarzes“ voll Unglück und Kummer. Macht ein Schwarzer ein finsternes Gesicht und blickt er darein wie acht Tage Regenwetter, so sagt er auf die Frage, was ihm fehle: „Mein Herz im Leibe ist krank und schwarz“.

Gewisse Gemütsbewegungen verlegen die Basutos in die Lunge. Ein Mann in gehobener Stimmung erklärt z. B., seine Lunge sei erhöht und fliege. Einer, dem sein Gefühl übermannt, beteuert, seine Lunge lasse ihn nicht reden.

Die Milz heißt die Menschen und klagt sie an, weshalb mancherlei Sünden und Gebrechen auf dieses Organ zurückgeführt werden. Ein Mensch dagegen, der imstande ist, ein hartes Geschick mit Gleichmut zu ertragen, hat eine „harte Leber“. — Stirbt jemand, so ist er daran, sein Herz zu verlieren; bessert es sich beim Kranken, so sagt man, sein Herz komme wieder zurück. Man sieht, beim Schwarzen gehen die mannig-

der sagt: „Willst du ein gutes Gedächtnis erlangen, so notiere nie etwas auf“.

Ich traf einst eine Versammlung von Häuptlingen und anderen großen Männern, die einen schwierigen Rechtsfall unter Behandlung hatten. Um mehr Licht in die Sache zu bringen, berief sich einer der Anwesenden auf einen ähnlichen Fall aus längst vergangener Zeit. Sofort erhoben sich alte, ergraute Häupter und ergingen sich in den kleinsten Einzelheiten des Falles, der doch vor 60 oder 70 Jahren stattgefunden hatte. Sie wußten genau Größe und Farbe der Kinder, um die es sich damals gehandelt hatte. Es war, als wandere ihr Geist in die vergangenen Jahre wie in die alte liebe Heimat zurück und suche emsig alle Spuren des früheren Lebens wieder auf. Nach einer Unterredung von kaum zehn Minuten war der alte Gerichtsfall gleichsam neu ins Leben gerufen, und alle Zuhörer konnten den interessanten Fall samt all seinen Einzelheiten der Nachwelt auf weitere 60 Jahre überliefern. Die anwesenden alten Männer, die also zur Zeit des zur Erläuterung

herangezogenen Falles noch Knaben oder höchstens Insizwas (Jünglinge) gewesen waren, erinnerten sich alle einstimmig des damals gefällten Urteils, sowie der begleitenden Umstände, welche den Entscheid herbeigeführt hatten. Das gab ein wunderbares Licht auch für den vorliegenden Fall und nach kurzer Beratung wurde die schwierige Sache glücklich zum Austrag gebracht.

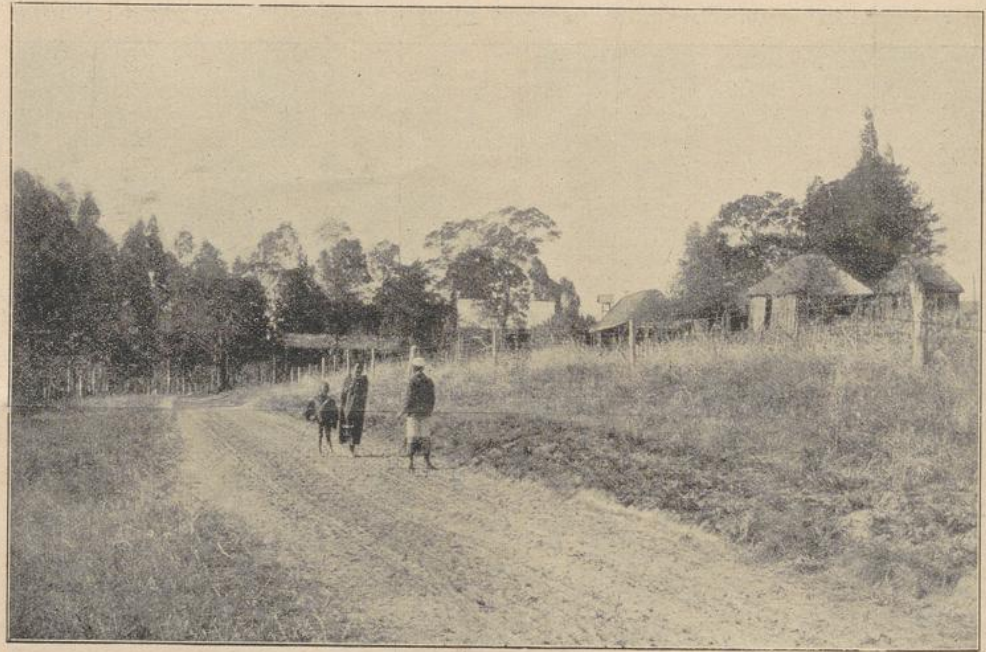
Was die Geistesanlagen der Kaffern betrifft, so kann man sagen, die Kinder sind oft sehr rasch in der Aufnahme neuer Ideen, und machen nicht selten im Lernen raschere Fortschritte, als europäische Kinder; allein, je mehr sich das Kafferkind dem Alter der Reife nähert, desto mehr läßt es in der Regel im Eifer zum Lernen und in der Schärfe seiner Auffassungskraft nach; dies gilt in Bezug auf die Mädchen fast noch mehr als

die Lehrerin, um die Sache durch Beispiele klar zu machen, die Sünde mit dem Unkraut verglichen.

Viel Geschick zeigt der Kaffer oft zu rein mechanischen Arbeiten, doch auch hier ahmt er eine Sache lieber slavisch nach, als daß er sich zu selbstständigem Denken und Schaffen erhebt.

Auch ihr Schönheitssinn ist im allgemeinen schlecht entwickelt. Als die Königin Viktoria einst der alten Swasi-Königin ein passendes Präsent schicken wollte, riet man ihr, einen kostbaren Kaschmir-Schal dafür zu wählen. Man tat es. Als aber die schwarze Königin das Geschenk erhielt, schnitt sie den Schal in vier Stücke und verteilte ihn unter ihre Töchter, nachdem sie zuvor das feine Gewebe in Fett eingetaucht hatte, in welchem roter Ocker aufgelöst war.

(Fortsetzung folgt.)



Missionsstation M-Einsiedeln.

auf die Knaben. Ausnahmen gibt's natürlich, wie überall, so auch hier.

Einem alten, im Heidentum aufgewachsenen Kaffern noch etwas von europäischer Bildung beibringen zu wollen, ist ein hartes Ding. Lesen und Schreiben zu lernen, ist ihm fast unmöglich. Vielleicht nimmt er einmal hiezu einen Anlauf, indem er meint, in einer Stunde oder zwei sei die Sache abgetan, dann aber schreckt er davor für immer zurück. Auf einer Missionsstation bemühte sich eine Schwester, so einem bejahrten Sohne Chams die Lehre von den Engeln beizubringen. Es ging schwer, denn der Kopf des alten Schülers war ungewöhnlich hart. Nachdem sich die gute Lehrerin wohl eine Stunde lang mit ihm abgemüht und ihm immer wieder und wieder die alten Dinge in die Ohren geschrien hatte, fragte sie zum Schluß: „Was sind also die Engel?“ Der Alte sah die Schwester eine Weile bedächtig an und antwortete dann: „Engel? das sind Vögel“. — Ein anderes Mal fragte sie ihn nach einem halbstündigen Unterricht, was man unter einer Sünde verstehe. Die Antwort lautete: „Sünde — das ist ein Unkraut im Garten“. Wahrscheinlich hatte

Eine neue Missionsstation und Katecheseinstelle.

Vom Hochw. P. Solanus, R. M. M.

Einsiedeln. — Nachdem ich einen näheren Einblick in die hiesigen Missionsverhältnisse gewonnen hatte, dehnte ich meine katechetischen Exkursionen namentlich gegen den „Inhlazuka“ aus. Es ist dies ein gewaltiger, mit seinen jähabsfallenden Felswänden hoch über die ganze Gegend emporragender Berg, der jedermann ganz nahegerückt erscheint. „St. Michael“ hat ihn gleichsam vor der Türe, bei „Himmelberg“ ist er ebenfalls ganz in der Nähe, und von „Einsiedeln“ aus ist er in 3½ Reistunden zu erreichen. Die Hauptsache aber ist, daß in der Nähe des Inhlazuka eine große Lokation liegt, wo es von wilden, heidnischen Kaffern nur so wimmelt. „Da wäre nun ein Arbeitsfeld für einen Missionär!“ dachte ich mir. Aber man müßte in der Nähe eine eigene Missionsstation haben. Einsiedeln ist zu weit entfernt. Wie nun das anfangen bei unseren beschränkten Mitteln, die kaum für die laufenden, geschweige denn für außerordentliche Bedürfnisse ausreichen? — In dieser Not kam uns die göttliche Vorsehung in ganz augenscheinlicher Weise zu Hilfe.

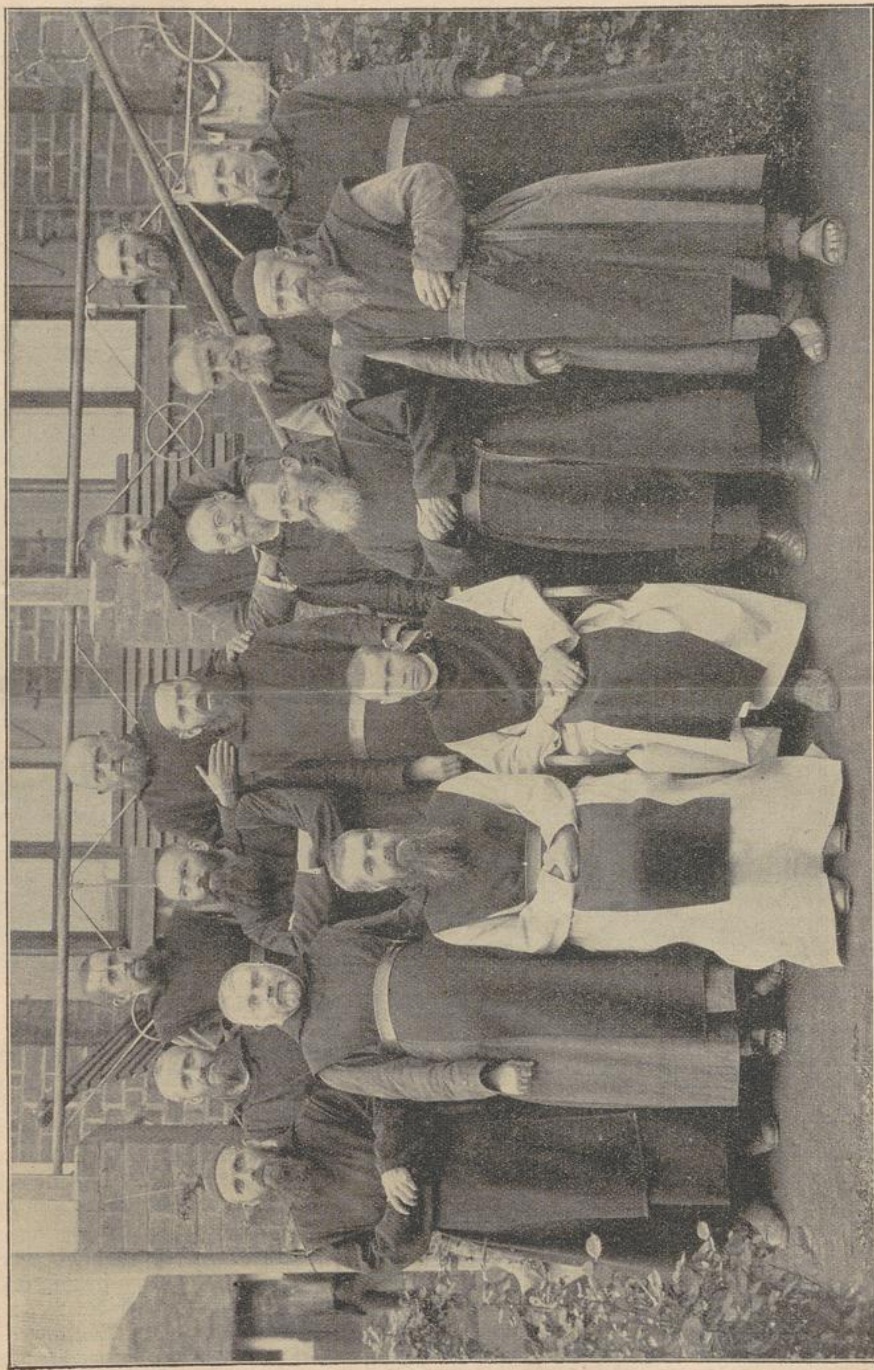
Ich lernte nämlich einen Engländer, Namens Godburn, kennen, der in der Nähe des Inhlazuta eine Farm besitzt. Er erklärte sich bereit, diese seine Farm gegen ein Stück Land umzutauschen, das bisher zu unserer Missionsstation Einsiedeln gehörte. Mit Freuden gingen wir auf den Tausch ein; denn die genannte Landparzelle war eine gute halbe Stunde von Einsiedeln entfernt und daher schwer zu bewirtschaften. Dazu hatten sich im letzten Jahre, infolge der Rinderpest, die Schwierigkeiten noch bedeutend gemehrt. Auf der hierfür einzutauschenden Farm dagegen befinden sich die Felder und Wiesen rings um das Haus; es ist ferner ein Urwald da und ein Wattelwäldchen und, was in Afrika gar hoch anzuschlagen ist, Wasser in Hülle und Fülle. Ungefähr 30 Schritte vom Haus sprudelt eine starke Quelle, die man überall hingleiten kann, und welche allein genügend Wasser liefert für die ganze Station.

Am Allerheiligentage 1910 las ich zum erstenmale daselbst die hl. Messe. Die neue Station wird wahrscheinlich den Namen „St. Bernard“ erhalten.

Fast zu gleicher Zeit erhielten wir zwischen Einsiedeln und dem Inhlazuta-Berg eine neue Katechistenstelle. Wir verdanken dies dem freundlichen Entgegenkommen des Farmers Johann Schmidt, der uns, obgleich Protestant, in höchst generöser

Weise unentgeltlich ein Stück Land nebst einem aus Ziegeln aufgeführten Hause zu Missionszwecken überließ. Ich gab der neuen Katechistenstelle zur Erinnerung an unseren verstorbenen Abt Amandus, der so gern im stillen Einsiedeln weilte, den Namen „Amandus-Hill“.

Am Feste Mariä-Lichtmeß l. J. wurde die erste hl. Messe dortselbst gelesen. Nach Schluß des Frühgottesdienstes in Einsiedeln ritt ich mit P. Julius dorthin, während die Schwestern auf einem Eiselwagen



Das Missionspersonal von Einsiedeln.

nachkamen; auch die Brüder durften an der seltenen Feier teilnehmen. Um 10 Uhr las ich, wie gesagt, zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau, deren Fest wir feierten, sowie für den hochherzigen Spender, Herrn Schmidt und seine Familie, und für die Seelenruhe

unseres unvergeßlichen Abtes Amandus die hl. Messe. Hierauf hielt P. Julius die kaffrische Festpredigt über den Text der Tages-Epistel: „Siehe, Er kommt, spricht der Herr der Heerscharen. Wer wird den Tag seiner Ankunft aussinnen?“

Später fand ein bescheidenes Mittagmahl statt, wobei statt des „utschwala“ das harmlose, nie be-
rauschende „amavewu“ an die Schwarzen verabreicht wurde. — Möge Gottes reichster Segen auf den neuen Missionserwerbungen ruhen!

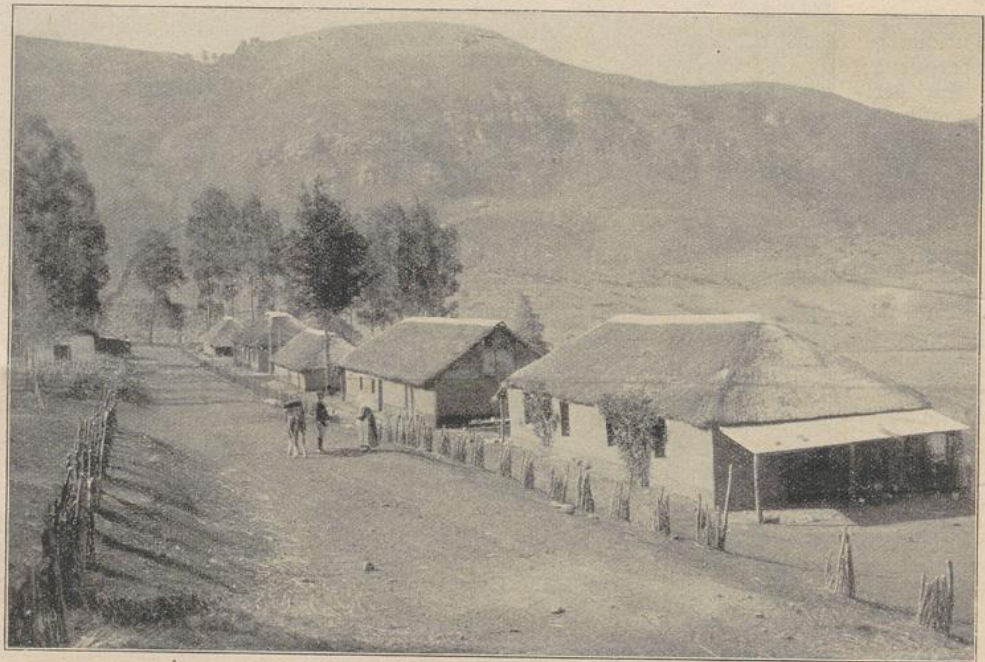
Große Gnadentage in Clairvaux.

Von Schw. Maximiliana Diefenbeck, O. P. S.

Wie schon in der Mai-Nummer des „Vergißme-
nicht“ angedeutet wurde, war das letztjährige Aller-

An manch' komischem Zwischenfalle fehlte es aller-
dings auch nicht. Als z. B. den Schulkindern etwas
Papier ausgeteilt wurde, damit sie sich für die General-
beichte einige Punkte notieren könnten, meldete sich auch
ein verheirateter Mann, der weder lesen noch schreiben
konnte, und bat ebenfalls um ein Blatt Papier. Auf
meine erstaunte Frage, was er denn mit dem Papier
anfangen wolle, erwiderte er in kindlicher Einfalt: „Gib
mir nur eins; ich werde einen anderen ersuchen,
daß er mir meine Sünden aufschreibe.“ —

Während nun die Erstkommunikanten darauf be-
dacht waren, ihr Herz im hl. Bußgerichte zu reinigen
und durch fromme Uebungen und Tugendakte zu
schmücken, boten wir unserseits alles auf, unsere Mis-
sionskirchlein und die große Mädchenschule, die wieder
als Festsaal dienen mußte, zu zieren und auszustaffieren.
Aus einigen Schulbänken, die man rasch zusammen-



Missionsstation Clairvaux.

heiligenfest für unsere ganze Missionsstation ein großes
Freudenfest. Acht Tage zuvor feierte unser schwarzer
Lehrer, Johannes Dhlamini, seine Hochzeit, und an
dem großen kirchlichen Festtage selbst empfingen etwa
40 Katechumenen die hl. Taufe, und gingen bei 20
Neuchristen zur ersten hl. Kommunion.

Die spezielle Vorbereitungszeit war auf volle fünf
Monate angelegt, unsere Schulkinder, elf Erstkommuni-
kanten und sechzehn Täuflinge, erhielten täglich Unter-
richt, die auswärtig wohnenden Erwachsenen zwei- bis
dreimal in der Woche; und dennoch wurden bei dem
großen Schlußexamen, das unser Superior, der Hochw.
P. Adelfons Wohlgenannt, vornahm, mehrere zurück-
gewiesen, damit sie sich für einen späteren Termin noch
besser und gründlicher vorbereiten könnten.

Die Täuflinge bekamen ferner einen Tag Exerzitien,
die Erstkommunikanten aber drei Tage. Mit großer
Gewissenhaftigkeit hielten sie alle, jung und alt, das
übliche Stillschweigen und bereitigten sich mit höchst
löblichem Eifer an den gemeinsamen frommen Uebungen.

stellte, und sechs langen, ungehobelten Brettern, machte
unser Bruder Nikolaus zwei lange Tische, über die wir
große weiße Tücher breiteten. Die Wände, Türen und
Fenster schmückten wir mit frischem Grün aus dem nahen
Wald, mit Zypressen, Girlanden, bunten Papierketten
und Fähnchen. So einfach das Ganze war, so erschien
es doch in den Augen der guten Schwarzen als überaus
schön und festlich.

Am Vorabend kündeten unsere zwei kleinen Turm-
glocken mit lautem, freudigem Klange das kommende
schöne Fest an, und die Nacht erschien den glücklichen
Auserwählten, den Täuflingen und Kommunikanten,
viel zu lang. Längst vor der gewöhnlichen Zeit war am
Morgen im Schlafräume alles auf den Beinen. Um
acht Uhr begannen die Taufzeremonien, die etwa 1½
Stunden in Anspruch nahmen. Kurz vor 10 Uhr ver-
sammelten sich die Schulkinder und die von auswärtig
herbeigeeilten Leute vor der Mädchenschule, um die
Erstkommunikanten unter Gesang und Glockengeläute
in festlichem Aufzuge zur Kirche zu geleiten. Unser

schwarzer Chorregent, Johannes Dhlamini, den unsere geehrten Leser schon kennen, intonierte den Psalm: „Confitebor tibi Domine“, worauf der wohlgeschulte Sängerkhor vierstimmig von Vers zu Vers respondierte.

In der Kirche angekommen, nahmen die Erstkommunikanten an gesonderten, weißgedeckten Bänken Platz. Der Hochw. P. Missionär hielt eine der hohen Feier entsprechende Predigt; es folgte die Erneuerung der Taufgelübde und eine stille heilige Messe, während welcher in Rücksicht auf die alten Leute, die des Lesens nicht kundig waren, die Kommuniongebete langsam und deutlich vorgelesen wurden. Beim Agnus Dei erschienen zwei kleine, in Weiß gekleidete Mädchen und geleiteten die Erstkommunikanten an die Stufen des Altares, da

Als sich die Glücklichen am Abend zur Ruhe legten, bedauerten einige Mädchen laut, daß es ihnen nicht gegönnt sei, an diesem Tage zu sterben. Unsere Marianna, ein etwa 15jähriges Mädchen, das früher in einer protestantischen Schule unterrichtet und getauft worden war, brach direkt in die Worte aus: „O, käme doch heute noch ein Bösewicht und brächte mich um! Denn heute wäre mir der Himmel sicher!“

Eine aus der Zahl der Erstkommunikanten, Anacleta Ndhlolon mit Namen, war krank. Sie litt an Lungenschwindsucht und mußte sich während der Vorbereitungstage zu Bette legen. Am hohen Festtage selbst wurde sie von ihren Mitschülerinnen in einem Krankenstuhle in die Kirche getragen, wo auch sie im weißen Kleide den lieben Heiland empfangen durfte. Eine



P. Sales erteilt den Kindern in Reichenau Unterricht.

wir in unserem armen Kirchlein keine Kommunionbank haben. Während des hl. Aktes selbst sang der Chor das schöne, innige Lied: „Nant' ilizwi; Seht, das Wort ist Fleisch geworden. Seht, den Heiland, dort erscheint er! Deffnet eure Herzen, daß er gnädig Einkehr nehme!“ usw.

Nach einer geziemenden Danksagung erfolgte die Aufnahme in die Herz-Jesu-Bruderschaft, dann ging es unter Gesang und Glockengeläute zurück zum festlich gezierten Saale, wo nun die Glücklichen mit ihrem Seelsorger und dem Lehrpersonal ein kleines Mahl einnahmen. Kurz darauf war sakramentaler Segen in der Kirche.

Den Nachmittag brachte man unter Gesang und gegenseitigen Glückwünschen größtenteils im Festsaale zu. Nur einmal standen die braven Erstkommunikanten mitten im Festjubiläum plötzlich auf und wanderten paarweise zum Friedhofe hinaus, um hier für die Verstorbenen zu beten, sowie sie es während der dreitägigen Petraite getan hatten. Gegen Abend folgte auch noch ein gemeinsamer Besuch des Allerheiligsten.

kurze Weile durfte sie auch der nachmittägigen Feier im Festsaale beiwohnen; heute aber, da ich diese Zeilen schreibe, ist ihre Seele, wie ich hoffe, schon in den himmlischen Festsaal eingegangen. Denn Anacleta starb noch im gleichen Monat (Ende November 1910), nachdem sie auf dem Krankenlager den lieben Heiland wiederholt als Wegzehrung empfangen hatte. Sie ruhe in Frieden! —

Zum Schlusse erlaube ich mir, bescheiden an die Türe unserer geehrten Leser und Wohltäter zu klopfen und um ein Scherflein für eine neue Kirche zu bitten, denn unser jetziges, armes Rotkirchlein versagt allmählich den Dienst. An vielen Stellen des Strohdaches kommt der Regen herein, und die aus Lehm aufgeführten Wände fangen an, sich in ganz bedenklicher Weise zu krümmen und zu biegen. Mit der einen Außenwand treibt gleichsam der Regen seinen Spatz; schon oft und oft haben wir sie gestützt und aufgefrischt, allein der nächste Regenguß reiht alles bis auf Gras und Reisig wieder weg. Der ganze Bau, das Äußere sowohl, wie die innere Ausstattung, ist eines Gotteshauses einfach unwürdig.

Unser Hochw. P. Superior hat allerdings von den

Obern die Erlaubnis zum Bau einer neuen Kirche erhalten, aber bis zur Stunde fehlt uns dazu noch fast alles, Baumaterial sowohl, wie die nötigen Geldmittel. Nur einige Tausend Ziegel wurden während des letzten Winters gebrannt. Neue Ziegelerbeiter sind für den nächsten Winter in Aussicht genommen; allein die Leute wollen bezahlt sein. Und kommt schließlich die Kirche unter Dach, so fehlt uns noch die ganze innere Einrichtung.

Wer von unseren geehrten Lesern und Leserinnen will uns da zu Hilfe kommen und Gott zuliebe ein Scherlein beitragen zu einem neuen, würdigen Missionskirchlein in Clairvaux? Tausend Dank und ein herzlich „Vergelt's Gott“ für jede, auch die kleinste Gabe, zum voraus!

Ueber Ladysmith nach Maria-Ratschitz.

Einem Briefe, den der ehrw. Bruder Sabinus im November 1910 an den Redakteur des „Vergißmeinnicht“ nach Mariannhill schrieb, entnehmen wir folgendes:

„Wie schnell doch die Zeit vergeht! Schon sind wieder 14 Tage verflossen, seitdem ich vom lieben Mutterhause hierher nach M. Ratschitz fuhr. Der Zug war, wie das auf der Hauptlinie von Durban nach Johannesburg ja oft der Fall ist, sehr überfüllt. Schlafen konnte ich nur wenig; sobald es tagte, saß ich am Fenster und hielt fleißig Ausschau. Am meisten interessierten mich die Erinnerungen aus dem Burenkrieg.

Wenn schon bei Court die von den Buren gesprengte Eisenbahnbrücke meine Verwunderung erregt hatte, so kam ich aus dem Staunen gar nicht mehr heraus, als wir uns Ladysmith näherten. Wie lebhaft stiegen in meinem Geiste die Erinnerungen an die alten Tage wieder auf! Da sah ich den Imbulwane-Berg, von dessen Höhen aus die Buren mehrere Monate hindurch die Stadt bombardierten, sah die Town-Halle (das Rathaus) von Ladysmith mit seinem durchschossenen, nun durch eine eiserne Säule ersetzten Pfeiler, sah später das Schlachtfeld bei Elandslaagte und rechts und links von der Bahnlinie eine Menge Gräber. Sie waren alle mit Drahtzäunen umgeben und hatten einen Grabstein oder ein Kreuz. Br. Marius, unser Feldschaffner, der mit mir fuhr, gab mir die nötigen Aufklärungen und sagte mir, daß die mit großen Denksteinen gezierten Stätten Massengräber seien.

Es beschleicht uns ein eigenes Gefühl beim Anblick solcher Gräber. Wie furchtbar sind doch die Schrecken des Krieges und alles, was damit zusammenhängt! Armut, Hunger, Elend und Tod! Und jene, die einst auf diesen Schlachtfeldern so blutig miteinander gerungen auf Leben und Tod, wo sind sie nun? Ihre Leiber ruhen nun friedlich im Grabe beieinander bis zum Tage der künftigen Auferstehung. Gebe Gott, daß auch ihre Seelen nun der Ruhe und des Friedens genießen im ewigen Heimatlande.

Sehr bewunderte ich auch das schöne, hochgelegene Sanatorium in Ladysmith, das von katholischen Ordensschwestern (Augustinern) geleitet wird. Leider hatte ich keine Zeit, es näher in Augenschein zu nehmen.

Gegen 3 Uhr nachmittags langten wir auf der Endstation Wabank an. Hier erwartete uns ein zwei-

spänniges Gefährt, das uns nach der 9 engl. Meilen entfernten Missionsstation bringen sollte. Maria-Ratschitz, 210 engl. Meilen von Mariannhill entfernt, liegt hart am Fuße des großen Matifulu. Hoch oben auf der Spitze des Berges haben unsere Brüder ein von Bruder Stefan, dem hiesigen Schmiede, gefertigtes Kreuz aufgestellt, das wie ein Panier des katholischen Glaubens weit in die Lande ragt.

Unter den Stationsgebäuden ragt vor allem die neue, schöne Kirche hervor. Seit Weihnachten 1909 wird darin die hl. Messe gelesen, doch bis zum vollen Ausbau wird noch geraume Zeit vergehen. Die Kirche ist etwa 100 Fuß lang und 36 Fuß breit und ist in ihrem ganzen Aufbau mit Chor, Schwesternkapelle und Emporbühne wohl proportioniert. Die Chorfenster weisen hübsche, von unserm Bruder Otto hergestellte Glasgemälde, die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus darstellend, auf. Der Turm ist kaum zur Hälfte ausgebaut, doch sind schon viele Steine dazu gebrochen, und unsere beiden Brüder Cyprian und Lambert sind mit ihren schwarzen Knaben fleißig am Behauen derselben. Von den übrigen Gebäuden ist nur das Schwesternhaus, sowie Stall und Scheune aus Ziegeln aufgeführt, alles übrige sind arme, mit Wellblech gedeckte Notbauten; doch läßt sich bei dem schönen Frieden und der brüderlichen Eintracht, die unter uns herrscht, recht gut darin wohnen.

Arbeit haben wir genug, das freut uns; Arbeit macht das Leben süß! Der Boden ist hier schwer, wird daher bei großer Trockenheit sehr hart und bei vielem Regen sumpfig und naß, doch heuer stehen die Felder recht schön. Möge uns der liebe Gott nach den schweren Hagelschlägen, die wir die letzten Jahre über hatten, eine gesegnete Ernte geben!

Unsere Viehherden blieben bisher, obgleich ringsherum das Ostküstenfieber herrscht, von dieser schrecklichen Seuche gottlob verschont. Die auf unserer Farm wohnenden Kaffern haben ihr Vieh auch noch, doch muß daselbe, wie unser eigenes, jede Woche „gedippt“ werden. Viel Freude, aber auch viel Arbeit machen uns die Angoraziegen, deren wir eine ganz respektable Herde haben. Zweimal im Jahre werden sie geschoren. Vorige Woche wurden sie alle, groß und klein, in einer eigens für sie präparierten Flüssigkeit gedippt. War das eine Arbeit, da wir jede Ziege eigens in die große Wanne hineinheben mußten!

Herzlichen Gruß an die lieben Mitbrüder in Mariannhill! ...

Ueber unsere Mission in Triashill

berichtet der Hochw. Missionär Franz Mayer in einem Briefe vom 11. Januar l. J. u. a. folgendes:

„Unsere Mission hat sich während der letzten 1½ Jahre schon so entwickelt, daß jeder von uns Priestern und Katecheten vom frühen Morgen bis zum späten Abend vollauf zu tun hat. Um auch eingeborene Hilfskräfte zu erhalten, habe ich angefangen, 14 erwachsene Burschen vorzubereiten als Lehrer und Hilfskatecheten. Diese haben täglich sieben Stunden Unterricht und Studium und außerdem zwei Stunden Handarbeit.

Der Eifer unserer jungen Christen ist in hohem Grade erbauend. Ganz aus freien Stücken finden sie sich, trotz der weiten Wege, die sie meist zu machen haben, fast vollzählig beim sonntäglichen Gottesdienste und dem Empfange der hl. Sakramente ein. Nicht minder groß

ist der Eifer unserer Katechumenen. Schule wird gehalten in der Kirche, im Stalle, unter der Veranda und in meinem Wohnzimmer. Von Schulbänken ist natürlich keine Rede. An Sonntagen ist unser Missionskirchlein so überfüllt, daß kaum die Hälfte den Priester am Altare sehen, und viele auch nicht hören können. Aber trotzdem zeigen die Leute guten Willen und kommen regelmäßig stundenweit zur Kirche.

Mit dem Gesang unterrichtet dagegen habe ich hier meine liebe Not. Bei den Zulus in Natal und Oribqualand kann man spielend mehrstimmige Lieder einprobieren, ja sie machen sich vielfach die zweite und dritte Stimme selbst, aus freien Stücken. Anders hier; vielen geht da jeder Kunstsinne ab, und lautes, fröhliches Geschrei gefällt ihnen am besten. Nun vielleicht wird's mit der Zeit schon noch besser werden. Aller Anfang ist schwer. —

Wir haben diesen Sommer auffallend viel Regen; der Januar pflegt überhaupt der regenreichste Monat zu sein. Für die Gärten und Felder ist das ja recht gut, allein leider pflegt auf viel Regen auch viel Fieber zu kommen. Möge uns der liebe Gott davor beschützen. Zur Vorsicht wird das Trinkwasser gekocht, um es unschädlich zu machen.

Großen Verlust erlitten wir auch durch die sog. Beckenpest oder das Ostküstenfieber. Wir verloren

all unsere Rinder bis auf das letzte Stück. An Stelle der Kühe und Kälber sind jetzt im Stalle kleine Esel untergebracht. Während der Nacht und bei Tag dient der Stall als Schulklokal für eine große Abtheilung von Kindern.

Möchten sich doch unser die geehrten Leser und Wohl-

täter erbarmen und uns durch Gebet und fromme Spenden bald zu einer geräumigen Kirche, sowie zu Schule und besseren Wohnhäusern verhelfen. Trockene, geräumige Wohnungen sind bekanntlich für die Erhaltung der



hört du's klingen?

Gesundheit von größter Bedeutung. Hier in Triashill und seinen Außenstationen ist das Bedürfnis nach geeigneten Bauten um so größer, weil allseits ein ganz ungewöhnlicher Andrang des Volkes zur Kirche und zur Schule ist."

So Father Maher. Wer will den guten Leuten, die wirklich gar sehr eine Unterstützung bedürfen und verdienen, ein Scherlein geben? Herzlichen Dank und tausendfaches „Vergelt's Gott“ für jede, auch die kleinste Gabe!

Kleine Missionsnachrichten.

M a r i a n n h i l l. — Am 6. Januar dieses Jahres, dem Feste der hl. drei Könige, das zudem auf den ersten Freitag im Monat fiel, fand die feierliche Weihe unserer Mission an das göttliche Herz Jesu statt. Der Herz-Jesu-Altar war schön geschmückt und auch über dem Hochaltar stand eine Statue des heiligsten Herzens.

Am Morgen war in der Stifikirche feierliche Pontificalmesse, wobei unsere schwarzen Schulknaben sich wieder als treffliche Sängere erwiesen. Nach dem „O salutaris hostia“ wurde ein passendes Weihnacht-

Missionären Idelsons und Beda eine Volksmission gehalten. Trotz der Ungunst der Zeit — die Kaffern hatten auf ihren Feldern vollauf mit der Säearbeit zu tun — beteiligte sich das Volk recht eifrig an der hl. Mission, und der Empfang der hl. Sakramente war ein recht erfreulicher.

Das Wetter war anfangs günstig. Am Samstag aber, kurz nach Empfang des Hochwürdigsten Herrn Bischofs, fing es zu regnen an und dauerte fort bis Sonntag Mittag. Infolgedessen war leider unsere Kirche, obgleich der S. S. Bischof ein Pontificalamt zelebrierte, nicht allzusehr gefüllt. Am Montag war die kanonische Visitation, und tags darauf reiste unser hoher Gast nach New-Castle ab. Ich hoffe, daß diese Tage für unsere Gläubigen recht segensreich waren und daß der Nutzen ein langandauernder sein werde.

P. Cyprian.



Missionshaus und Schule in Triashill.

lied eingeschaltet, die eigentliche Weihe der Mission, des Mutterhauses sowohl wie aller unserer Stationen, fand im Laufe des Nachmittags im Anschluß an den sakramentalen Segen statt. Unser verehrter Oberer, Probst Gerard Volpert, nahm den ergreifenden Akt persönlich vor und schien seine ganze Seele in die herrlichen Worte seiner Widmung hineinzulegen. Es folgte ein deutsches Herz-Jesu-Lied, und nach dem hl. Segen sang der Knabenchor ein kräftiges „Te Deum.“

M. K a t s c h i g. — Die ersten Tage dieses Jahres waren wieder große Gnadentage für unsere Station; denn am Neujahrstage empfingen 37 Personen die erste hl. Kommunion, am 6. Januar wurden 18 Erwachsene getauft, und am darauffolgenden Sonntag wurde vom Hochw. Herrn Bischof an 174 schwarze Neubekehrte das hl. Sakrament der Firmung gespendet. Unter den Firmingen befanden sich auch Schwarze aus unserer Nachbarsstation „St. Joseph.“

An den der Firmung unmittelbar vorhergehenden drei Tagen wurde den Schwarzen von unsern beiden

St. M i c h a e l. — Ende Dezember 1910 wurde dahier mit dem Bau einer neuen M ä d c h e n s c h u l e begonnen. Sie war längst ein dringendes Bedürfnis. Der Bau soll zweistöckig werden mit einer Veranda; der untere Teil ist für drei Schulräume und ein paar andere Zimmer berechnet, der obere für den Schlafsaal. Die Größenverhältnisse sind 84 bei 35 engl. Fuß, und sollen etwa 100 Schulkinder darin untergebracht werden.

Eine große Schwierigkeit bildet dahier, in St. Michael, die Fabrikation der Ziegelsteine. Einerseits ist nämlich die Ziegelerde sehr minderwertig, und andererseits fehlt uns das nötige Holz zum Ziegelbrennen; dieses muß vielmehr von weit her geschleppt werden. Unter solchen Umständen ist nicht gut bauen.

Etwa 12 engl. Meilen von hier entfernt haben wir voriges Jahr eine kleine Farm erworben. Die neue Station erhielt den Namen „St. R a p h a e l.“ Nächsten Monat soll dort regelmäßiger Unterricht beginnen und zeitweilig auch Gottesdienst stattfinden. Die Aussichten für die Missionsarbeit sind deshalb sehr günstig.

Da unsere Missionsstation dem hl. Erzengel Michael geweiht ist, und ihr „St. Raphael“ als Filiale beigegeben wurde, lag es nahe, einer dritten Station den Namen „St. Gabriel“ zu geben. Es besteht begründete Aussicht, einen passenden Platz hierfür (einige wenige Acres), im nahen Springvale zu erwerben. Mögen die drei hl. Erzengel mächtig für uns und unsere Mission eintreten!

Zu den genannten Missionsfeldern kommt als weitere Außenstation „Immaculata“. Sie liegt hart an einer Lokation (einer von der Regierung ausschließlich für die Schwarzen reservierten Gegend) fast genau in der Mitte zwischen St. Michael und Detting, ganz nahe an der Hauptstraße und der von Esperanza nach Ngopo führenden Eisenbahn. Unser Plan geht dahin,

Ein blinder Mann, ein armer Mann!

Vom Hochw. P. Maurus Kalus, R. M. M.

Am Weihnachtsabend 1910 lernte ich auf unserer Missionsstation „St. Augustin“ einen blinden Kaffern kennen, dessen Lebensschicksale so überaus ernst und herzergreifend sind, daß ich nicht umhin kann, sie unseren geehrten Lesern mitzuteilen. Vielleicht ist es manchem, der auch sein Kreuzlein zu tragen hat, ein Trost, wenn er sieht, daß er mit seinem Leid nicht allein dasteht, und daß es immer aus höchst weisen Absichten geschieht, wenn uns Gott mit einer schweren Prüfung heimfucht.

Das Leben unseres armen Blinden kann füglich mit einem Trauerspiel verglichen werden. Zuerst sehen wir einen jungen, heidnischen Kaffernburischen voll



Br. Gintan mit einem von Wohltätern geschenkten Gramophon.

auf dieser Stelle vorerst eine Tageschule zu errichten und auch Katechese zu halten. Auf dem kleinen Stückchen Land, das dazu gehört, kann ein Lehrer oder Katechet sich leicht erhalten. Möge die „Unbefleckte“ helfen, daß alles zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der unsterblichen Seelen sich gestalte! P. Erasmus.

Revelaer. — Im Juli und August 1909 wurden dahier 400 Obstbäume gepflanzt. Da das Obst überhaupt, und die Apfelbäume insbesondere, hier gut gedeihen und reichlich tragen, so ist es wirklich der Mühe wert, sich der Obstpflege etwas mehr zu widmen. Kinder wie Erwachsene greifen mit beiden Händen nach frischem Obst, und was übrig bleibt, findet auf dem Markte guten Abfall. Dazu ist unsere Station nur ein halbes Stündchen von der Bahn entfernt, die von P. Marienburg nach der Kapkolonie führt.

P. Gereon.

Lebenslust und Lebensfreude. Er ist keiner von der jaulen Haut, es treibt ihn vielmehr hinaus in die Fremde, wo er rüstig nacheinander in verschiedenen Städten der Weißen arbeitet. Anstatt nach dem Beispiele loser Kameraden das Erworbene rasch durchzubringen, hebt er jeden Schilling sorgfältig auf, und sieht sich daher nach einer Reihe von Jahren im glücklichen Besitz einer stattlichen Herde von Ziegen und Rindern. Höhere, übernatürliche Ziele kennt der junge Mann noch nicht. Er will sich eine Braut erwerben und einen eigenen Hausstand gründen, das ist alles.

Man gestatte mir hier die Bemerkung, daß das vielgeschmähte „Lobola-Gesetz“, wonach der Schwarze um eine gewisse Zahl Ochsen sich seine Braut erkaufen muß, neben vielen Nachteilen doch auch den nicht zu unterschätzenden Vorteil hat, daß es manchen jungen Kaffernburischen, der sonst im Nichtstun oder in der Schlemmerei verkommen würde, zur Arbeit und Sparsamkeit antreibt.

Doch zurück zu unserm jungen, schwarzen Freunde! Betrachten wir ihn nun im zweiten Akt. — Wohlgemut, nichts Schlimmes ahnend, die Brust voll froher Hoffnungen, lenkt er eines Abends seine Schritte dem heimatischen Kraale zu. Bisher ist sein Leben in schönster Harmonie verlaufen; warum sollte es nicht immer so weitergehen? Doch sich, da erklingt plötzlich ein greller Mißton! Es ist, wie wenn auf einem musikalischen Instrument eine Saite springt. —

„Wäre nicht der Reid der Götter,
Menschen könnten glücklich werden;
Wäre nicht der Haß der Menschen,
O, wie schön wär' es auf Erden!“

singt der Dichter. Nun, Gott sei Dank, als Christen wissen wir, daß es nicht der Reid der Götter ist, der sich des Hasses der Menschen bedient, um uns eine Trübsal zu schicken, sondern vielmehr die unendliche, unbegreifliche Güte Gottes, die uns vom Irdischen losreißen und einem höheren, übernatürlichen Ziel entgegenführen will.

Schon ganz nahe seinem Reiseziel wird der junge Wanderer plötzlich von rohen Menschen überfallen, niedergeworfen und in ein abgelegenes Gebüsch geschleppt. Dort wird er ausgeraubt, jämmerlich mißhandelt und zuletzt auf beiden Augen geblendet. Vom namenlosen Schmerze betäubt, bleibt er, wie tot, regungslos liegen. Die Unmenschen, welche kalten Herzens die grausige Tat vollbracht, entfernen sich eine Weile. Sie wollen ihre Messer zureichten, dem Nermsten den Leib aufschlitzen und zu abergläubischen Zwecken und heidnischen Medikamenten Herz und Leber herausnehmen.

Doch seine letzte Stunde war noch nicht gekommen. Nach einiger Zeit kommt er wieder zu sich und schleppt sich, dem martervollen Tode zu entrinmen, mühsam auf Händen und Füßen weiter. Gott, der die Wunden schlägt und wieder heilt, lenkte die Bewegungen des Unglücklichen in die Nähe der dortigen anglikanischen Missionsstation. Alles entsetzt sich bei seinem Anblick! Man spendet ihm die erste, dringendste Hilfe und schickt ihn dann nach Mariburg ins Sanatorium, das den erprobten Händen katholischer Schwestern anvertraut ist.

So ist der junge Mann auf der dritten Station seines Lebens angelangt. Lange schwebt er zwischen Leben und Tod; endlich ist die Gefahr vorbei, aber bis zu seiner völligen Genesung vergehen volle drei Jahre, und das verlorene Augenlicht konnte ihm natürlich keine ärztliche Kunst wiedergeben. In der Zwischenzeit wurde er vom Hochw. P. Mayr im christlichen Glauben unterrichtet und getauft. So wurde ihm durch Gottes weise Fügung statt des verlorenen Gesichtssinnes das wahre Licht unseres hl. Glaubens zu teil.

Fragen wir hier, wer waren denn diese Teufel in Menschengestalt, welche den armen, unschuldigen Menschen so übel zurichteten, und was war denn der Grund ihrer schaudervollen Tat? Die eigentlichen Urheber waren — Gott sei's geklagt! — seine eigenen Leiblichen Brüder, und der Grund war schändliche Habsucht. Um sich ungestört seinen Besitzumaneignen zu können, hatten sie mit einigen ruchlosen Gesellen verabredet, wie sie den Bruder bei seiner Rückkehr überfallen und heimlich aus dem Wege schaffen könnten. Neue darüber kannten sie nicht, hatten sie doch die Unversahrenheit, den armen, geblendeten Bruder im Sanatorium zu besuchen und ihm nahe zu legen, er möge ihnen seinen Besitz vermachen, da er doch blind und halbtot sei und also damit nichts anzufangen vermöge. —

So tief kann der Mensch sinken, wenn ihn die Leidenschaft vertritt und blendet.

Griff die weltliche Behörde nicht ein? — Doch, allein die rohen Gesellen gingen straflos aus. Sie leugneten alle. Nur einer der Täter wurde verhaftet; man hatte ihn an einer Witzwunde am Finger erkannt, die ihm der Ueberfallene beigebracht hatte. Allein auch er log sich hinaus und mußte schließlich freigegeben werden. Nun dem Gerichte Gottes werden sie nicht entgehen.

Rehren wir zu unserm Blinden zurück. Er steht nun in seiner Tragödie beim vierten Akt. Seine leibliche Gesundheit ist so ziemlich hergestellt, die geistige hat er neu gewonnen. So verläßt er denn das Sanatorium, das ihm zur zweiten Heimat geworden, und kehrt in sein Haus zurück. Seine Braut war ihm nicht nur treu geblieben, sondern hatte in der Zwischenzeit ebenfalls den christlichen Glauben angenommen. Er führt sie als Gattin heim, und wird der Vater mehrerer Kinder. Drei derselben haben schon das Zeitliche gesegnet, das dritte und jüngste lebt. Gesehen hat er sie allerdings noch nicht, das wird erst drüben, im besseren Leben, stattfinden.

Sieben Jahre sind nun verflossen, seit er das Sanatorium Mariburg verließ. Seine Heimat ist in Greentown; weil sich daselbst keine katholische Mission befindet, geht er zum Empfang der hl. Sakramente zeitweilig nach „St. Augustin“, was für ihn und seinen Führer volle drei Tage in Anspruch nimmt. Aus dem einst so frohen, lebenslustigen Jüngling ist ein ruhiger, gefestigter Mann geworden. Er nimmt es ernst mit seiner religiösen Pflicht, trägt still und gelassen sein schweres Geschick und schreitet mit seinem Kreuz mutig den Kalvarienberg hinan.

Heil ihm, wenn er mit Gottes Gnade glücklich bei der letzten Station angekommen! Auf seinen Charfreitag wird ein herrlicher Ostertag folgen, und auf die irdische Nacht wird die Sonne der Gerechtigkeit ihm tagen für die ganze Ewigkeit!

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Siegler, R. M. M.

Emaus, 11. Februar 1910. — Angela, ein etwa sechzehnjähriges Kaffernmädchen wird krank. Da lange Zeit kein Zeichen der Besserung eintritt, äußert sie den Wunsch, zu den Ama-Romas, zur katholischen Missionsstation, gebracht zu werden. Der Vater ist sofort damit einverstanden; er weiß, dort ist sein Mädchen gut aufgehoben, bekommt ihre Pflege und alles, was sie braucht, während sie ihm zu Hause als kranke, arbeitsunfähige Person nur zur Last ist.

Dem probaten Grundsatz folgend „frisch gewagt, ist halb gewonnen“, spannt er acht Ochsen an den in der Hütte bereitstehenden Schlitten, hebt seine Angela in den darüber angebrachten korbähnlichen Aufsatz hinein und fährt, ohne sich irgendwie zuvor angemeldet zu haben, wohlgenut der Missionsstation Emaus zu. Beim Kaffer heißt es einfach: „Da bin ich, da habt ihr mich!“

Wie der Blitz verbreitet sich auf der Station die Kunde: „Ein krankes Kaffernmädchen ist mit Ochsen auf einem Schlitten hierher gebracht worden und will bei uns bleiben! Können und sollen wir sie behalten? Wo ist ein passender Ort, um sie eventuell unterzubringen?“ — Man ruft auch die Schwester Oberin herbei. Die ist sofort durch den Umstand gewonnen, daß das kranke Mädchen „A n g e l a“ heißt, wie sie selbst, und macht den

Vorschlag, ihr eine Lagerstätte im sogenannten „Magazin“ herrichten zu lassen. Der Rat findet allgemeinen Beifall. Das Magazin, ein großes geräumiges Zimmer, steht zur Benützung frei; es befindet sich gegenwärtig nicht darin, als einige Utensilien zur Käsererei, hat einen guten Bretterboden, das nötige Licht, kurz, ist für den genannten Zweck gerade wie geschaffen.

Der Kaffer, der seine Tochter persönlich hieher gefahren hatte, hört die Kunde mit Entzücken. Er kippt einfach den Schlitten mit dem darauf befestigten Korb um, zieht sein Töchterlein, sanft oder unsanft, wie's eben geht, daraus hervor und trägt sie mit Hilfe eines

lichteit nichts zu wünschen übrig; man gab, was man hatte, und die Kaffern waren im Zugreifen nicht blöde.

Inzwischen schaute ich selbst die Kranke etwas an. Bei Weißen erkennt man die Krankheit schon an der veränderten Gesichtsfarbe, beim Schwarzen zwar auch, denn bei ihm nimmt das Gesicht in Krankheitsfällen eine hellere Färbung an, allein immerhin bleibt es bei ihm viel schwerer, aus der Gesichtsfarbe allein den Krankheitszustand zu beurteilen. Das Zählen der Pulsschläge läßt auch noch manchen Zweifel übrig, das sicherste bleibt, das Messen der Blutwärme mit dem Thermometer. Ich zog also mein Instrument hervor und maß



Auf hoher See.

schwarzen Genossen in's Magazin. Ein paar Schwestern beeilten sich, einen weichen Strohhalm nebst Kissen und Decken herbeizuschaffen, und so hat die verwunderte Angela eine Lagerstätte so schön und fein, wie sie sich's im Traume nicht hätte besser einbilden können.

Was fehlte denn der Kranken eigentlich? Einige vermuteten, sie sei vom Schläge gerührt worden, denn die ganze linke Seite war lahm, andere befürchteten, sie habe die Lungenschwindsucht, denn sie mußte beständig husten. Man fragte Vater und Mutter und ihre sonstigen Angehörigen, diese aber sagten, sie könnten jetzt nicht reden; sie seien von dem weiten Transport so erschöpft, daß sie vor allem ihren Hunger und Durst stillen müßten; ob wir ihnen denn nichts zu essen und zu trinken geben könnten? Die Bitte ließ an Deut-

38½ Grad Celsius. Angela hatte also ein mittleres Fieber.

Die Kaffern staunten meinen Maximal-Thermometer als ein wahres Wunder an. Sie erkannten, das Instrument war in die geheimsten Tiefen der Krankheit ihres Kindes eingedrungen, der weiße Doktor hatte dann einfach vom Glase die Sache abgelesen und wußte nun alles! Damit stieg natürlich das Vertrauen, das sie zu mir hatten, auf Höchste. Der Vater fuhr mit seinem Schlitten heim, die Mutter aber blieb zur Pflege ihrer Tochter hier und befolgte gewissenhaft alles, was ich zur Kur verordnete.

Zunächst ließ ich der Kranken Leinwandstücke, die man in kaltes Wasser getaucht und darnach ausge-

nehmen, sobald sie heiß geworden waren. Die Mutter verstand den Zweck dieser Manipulation nicht, tat aber getreulich, was ich ihr sagte. Ich weiß, der Kaffer verlangt bei Krankheiten vor allem „umuti“, Medizin. Dieselbe darf so bitter sein, wie sie mag, tut nichts, der Kranke trinkt sie bis zum letzten Tropfen mit Bier; nur e i n e s muß sie haben, wenn sie in seinen Augen Gnade finden soll, eine s c h ö n e F a r b e. Zu Pulvern hat er weniger Vertrauen, zu den kleinen homöopathischen Kügelchen vollends gar keines; diese straft er mit Verachtung. In diesem Falle gab ich aber der Kranken dennoch ein homöopathisches Mittel, nämlich „Aconit“, weil ich weiß, daß dasselbe, zumal im Anfangsstadium einer Krankheit, außerordentlich günstig wirkt. So auch hier; am nächsten Morgen hatte Angela nur mehr 37½ Grad Fieber und ihr Gesamtbefinden hatte sich bedeutend gebessert. Ich zweifle nicht, daß sie in wenigen Wochen, vollständig hergestellt, wieder in den heimatischen Kraal zurückkehren wird.

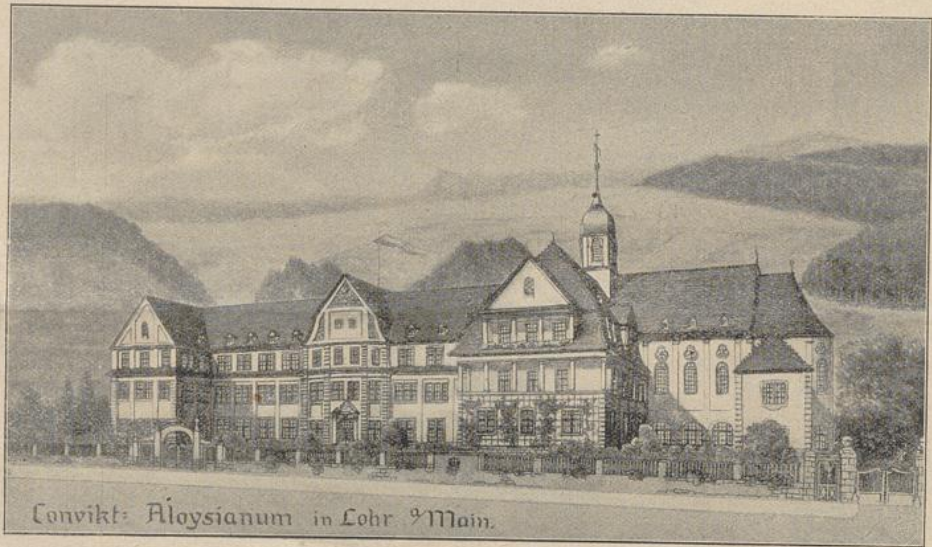
Abend über die Bruchstelle. Du wirst staunen, wie schnell der Knochen wieder zusammenwächst!“

„Baba, n'kosi!“ Mein Vater und Gebieter“, rief der Kaffer aus, hob Arm und Zeigefinger der rechten Hand, machte noch ein halbes Duzend Bücklinge und trollte übergelächelt von dannen.

Endlich kam heute noch eine Frau zu mir mit der Bitte, zu ihrer uralten, wohl schon hundertjährigen Mutter zu kommen. Diese sei unwohl und möchte nicht ohne die hl. Taufe sterben.

Es war allerdings schon ziemlich spät am Nachmittag, und stand überdies ein schweres Gewitter, Unheil drohend, am Himmel; allein in solchen Fällen gibt's beim Priester kein Bedenken, ich machte mich einfach auf den Weg und ging.

Das gute alte Mütterchen war hinreichend unterrichtet und bestens disponiert, sodaß ich ihr ohne Bedenken die hl. Taufe spenden konnte. Ich hatte ihr schon vorher durch ihre Tochter eine Decke verabreichen lassen,



Convikt: Aloysianum in Lohr a. Main.

Ihre Mutter warf schon manch' begehrlchen Blick nach dem Futterale meiner Brille. Sie glaubte steif und fest, es sei S c h n u p f t a b a k darin. Eine kräftige Priße geht dem Schwarzen über alles; oft und oft werde ich von Männern und Weibern um Tabak angebettelt und nur selten wollen sie es mir glauben, wenn ich ihnen sage, daß ich weder rauche noch schnupfe. So 'was erscheint ihnen einfach als ein unbegreifliches Rätsel. „Weshalb denn nicht schnupfen, wenn man den besten Tabak in Hülle und Fülle haben kann? So was findet man aber auch nur bei den Ama-Romas.“

Heute kommt ein Kaffer hierher geritten und klagt: „Mein Junge hat sich durch einen Sturz vom Pferde den Oberarm gebrochen; gib mir eine Medizin!“

Der Kaffer verlangt bei jedem Unwohlsein eine Medizin. So wählte dieser Vater hier, der gebrochene Arm seines Sohnes würde, obchon man ihn inzwischen wieder eingerichtet hatte, nicht zusammenwachsen, wenn man nicht auch eine Medizin anwendete. Ich kam daher seinem Wunsche entgegen, gab Arnika, die in den hiesigen Bergen massenhaft wächst, kochte daraus einen kräftigen Abud und händigte dem Bittsteller eine große Flasche voll ein mit den Worten: „Da nimm diese umuti, und gieße davon täglich dreimal: am Morgen, Mittag und

jezt schenkte ich beiden noch einige Äpfel und ein Stück Brot, was die guten, armen Leuten übergelächelt machte. Das Gewitter hatte sich inzwischen verzogen, und so kam ich wohlbehalten mit dem glücklichen Bewußtsein nach Hause, durch einen kleinen Liebesdienst ein paar armen Leuten eine große Freude gemacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Knaben-Konvikt „Aloysianum“ in Lohr am Main.

Gewiß kennen viele unserer Leser das traute, an der Bahnlinie „München-Köln“ gelegene L o h r a. M. mit seiner herrlichen, überaus gesunden Lage. Das etwa 6000 Einwohner zählende bayerische Städtchen hat eine Heilanstalt für Lungenkranke, eine Schullehrerpräparandie, ein vollständiges kgl. Gymnasium usw.

Hiezu gesellt sich nun das neue K n a b e n - K o n v i k t „A l o y s i a n u m“. Zweck desselben ist, katholischen Knaben und Jünglingen während ihrer Studienzeit — die humanistischen Studien selbst machen sie am genannten königlichen Gymnasium — ein r e l i g i ö s e s H e i m zu bieten. Das Konvikt sorgt nämlich für die leiblichen Bedürfnisse seiner Zöglinge, überwacht und

fördert ihre Studien und ist namentlich darauf bedacht, sie in religiös-sittlicher Beziehung zu leiten und zu heben.

Eigentümerin des „Mossianums“ ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die ihren Sitz in Würzburg hat. Auch die Mariannhiller Mission ist an diesem Unternehmen beteiligt und zwar so, daß unser Missionsprokurator darin die Stelle eines Geschäftsführers bekleidet. Dieser ist auch in der Lage, einigen braven und talentvollen Knaben, welche die ernste Absicht haben, später, d. h. nach Vollendung ihrer humanistischen Studien in die Mariannhiller Mission einzutreten, unter gewissen Bedingungen Stipendien zur Bestreitung ihrer Studienkosten zukommen zu lassen, falls die Vermögensverhältnisse der Eltern hierzu nicht ausreichen.

Unsere heutige Nummer des Bergischmeinnicht bringt den schönen, allen Anforderungen der Hygiene entsprechenden Konvikt-Neubau, der seinem inneren Ausbau entgegengeht, im Bilde. Ein zweites Bild zeigt uns drei geweckte Knaben, die sich als die ersten Zöglinge für den Eintritt ins „Mossianum“ schon gemeldet haben.

Als Direktor des Konviktes wurde vom Hochwürdigsten Herrn Bischof in Würzburg der bisherige Religionslehrer an der Lohrer Schullehrer-Präparandie, der hochw. Herr Hoffmann bezeichnet. Ein zweiter Priester, der die Stelle eines Präsektens oder Assistenten bekleiden soll, wird noch gesucht. Die Führung des Haushaltes im Institut wird von den in Lohr bereits ansässigen Franziskanerinnen übernommen, die ihr Mutterhaus in Dillingen a. D. haben.

Der volle Pensionspreis beträgt pro Jahr 500 Mark. Näheres besagt ein Prospekt, der auf Verlangen sowohl vom erwähnten hochw. Herrn Direktor Hoffmann in Lohr a. M., als auch vom Geschäftsführer der Konvikt-Gesellschaft, dem hochw. Herrn Pater Rötter Vorspel, Würzburg, Reibeltsgasse 10, verhandelt wird.

Etwas Bewerbungen um Aufnahme ins „Mossianum“ möge man schon deshalb ohne Verzug machen, weil in diesem Jahre, d. h. mit Beginn des neuen Schuljahres, das an den bayerischen Gymnasien auf Mitte September festgesetzt ist, nur etwa 50 Zöglinge aufgenommen werden können.

Deutsche Störche in Süd-Afrika.

Allgemein bekannt ist es, daß der Storch, der interessanteste der europäischen Zugvögel, sich nach Afrika begibt, wenn er vor dem herannahenden Winter seiner Heimat den Rücken kehrt. Weniger bekannt aber, oder besser gesagt: so gut wie unbekannt ist es bisher geblieben, daß dieser in Europa so gerne gesehene Vogel sich für diese Zeit nicht etwa nur nach dem nördlichen Afrika zurückzieht, sondern den erstaunlichen Weg bis nach Südafrika macht, um dort den europäischen Wintermonate zu verbringen. Und doch ist dies nach den neuesten Beobachtungen eine feststehende Tatsache geworden.

Im November des Jahres 1909 zeigte sich in Reichenau eine Menge großer weißlicher Vögel, die schließ-

lich als Störche erkannt wurden. Wir dachten jedoch nicht anders, als daß es eine in Afrika heimische Art dieser Vögel sei, und schenken ihnen infolgedessen keine weitere Beachtung. Da wurden wir eines Tages mit der verblüffenden Neuigkeit überrascht, daß auf der etwa 34 Stunden von Reichenau entfernten „Mossbank-Farm“ ein Storch aufgefunden worden sei, an dessen einem Beine sich ein Gummiring befand mit der Aufschrift: „Vogelwarte Rossitten Germania 2219“. Der Vorfall wurde mir wenige Tage, nachdem der Fund



Die ersten Zöglinge des Knabenkonviktes in Lohr a. M.

gemacht worden, von dem Besitzer der betreffenden Farm selbst erzählt, und da dieser in Reichenau persönlich gut bekannt war, hatten wir keinen Grund, an der Sache irgendwie zu zweifeln, und gelangten nun zu dem Schlusse, daß wir es auch hier in den kürzlich zugewanderten großen Vögeln nicht etwa mit einer einheimischen Art, sondern mit leibhaftigen deutschen Störchen zu tun hatten.

P. Paschal.

Ein fröhliches Herz ist das Beste, was man auf Erden haben kann. Wenn uns dieses fehlt, was hilft uns der größte Reichtum der Welt? Laßt uns auf Gott vertrauen, recht tun, und fröhlich sein, so werden wir glücklich sein.

Chr. v. Schmid.

Meine Träume gehen wandern.

Meine Träume gehen wandern
In mein Heimattal hinein,
Weite Wiesen, blaue Berge
Liegen dort im Frühlingschein.

Und vom Berge steigt hernieder
Lächelnd die Erinnerung,
Singt die alten lieben Lieder
Leise durch die Dämmerung.

Windet mit den weißen Händen
Einen Schlüsselblumenstrauß,
Und dann führt sich mich die Stege
In mein stilles Vaterhaus.

Und in längst versunkne Tiefen
Steig ich, öffne weit das Tor,
Und die Märchen, die dort schliefen,
Drängen sich zum Licht empor.

Und die alten Brunnen rauschen,
Und des Frühlings Geige singt,
Und vom Klosterberg zu Tale
Leis die Aue-Glocke klingt. —

Und ich lausche, lausche bebend,
Was so weich die Winde weh'n,
Während durch die blaue Ferne
Meine Träume wandern geh'n. —
Eugenie Tauffirch.

Bete und arbeite um das tägliche Brot.

Zu Dyon in Frankreich lebte vor mehreren Jahren ein Schuhmacher, welcher sein Handwerk mit großem Erfolge betrieb. Eines Tages brachte ihm die Magd einer angesehenen Familie ein Paar Stiefel zum Ausbessern. Halb scherzend sprach sie beim Eintritt in seine Werkstatt:

„Hier ist schon wieder ein Paar zerrissene Stiefel; nein, was doch die gnädigen Herren das Jahr für eine Menge durchtreten; doch ich will nichts darüber sagen, ihr Schuhmacher betet ja auch um's liebe Brot.“

„Wie! ich um's liebe Brot beten?“ erwiderte der Schuhmacher höhnisch lächelnd, „das ist mir seit vielen Jahren nicht eingefallen, das brauch' ich nicht; ich muß mir mein täglich Brot selbst verdienen.“

Der Magd war es ganz unheimlich geworden ob solcher Rede, und sie ging ihres Weges.

Der Mann hatte schon vor mehreren Jahren solche Bücher in die Hände bekommen, die unter dem Scheine der Aufklärung dem unkundigen Leser den Glauben an Gott und dem Christentum auf eine recht feine Manier allmählig aus dem Herzen reißen. Der eitle Handwerker wollte auch gern „aufgeklärt“ sein, wie der Verfasser jener Schriften. Wie er nun so über diese Dinge belehrt und verführt war, da ging es auch bald in Gesinnung, in Handlung und Wort über. Aus dieser trüben Quelle stammte auch seine obige Rede an die Magd, die er bei Gelegenheit oft noch bei anderen wiederholte. Doch hören wir, was geschah.

Zwei Jahre nach dem erzählten Vorfall wurde er krank; sein Uebel bestand in einer gewaltigen Anschwellung der Speiseröhre nach innen. Trotz aller angewandten

ärztlichen Mittel nahm die Anschwellung derart zu, daß er keinen Brotsamen mehr hinunterschlucken konnte. Ein einziger Tropfen Wasser mit Wein vermischt, brachte ihm jedesmal einen Anfall von Erstickung. Was hätte er darum gegeben, von einer Speise nur so viel hinunterschlucken zu können, als der Kopf einer Stecknadel ist; allein er konnte es nimmer. Seit bereits zehn Tagen hatte er, im übrigen sonst gesund und stark, nicht mehr seine Glast zu stillen vermocht.

So lag er da, bald verlehrend vor Durst, heißhungerig, dem schmerzlichen Tode nahe. Er rang die Hände verzweiflungsvoll; seine früheren Spottreden kamen ihm jetzt immer und lebhaft in den Sinn, und öfter seufzte er auf: Ach, ich hätte nun für alle Tage Brot genug; allein Gott, den ich aus dem Herzen verloren, hat seinen Segen von mir genommen! Kinder, denkt an mich, Gott läßt seiner nicht spotten. Vater unser, gib uns heute unser tägliches Brot! Diese Bitte, liebe Kinder, vergesset nie!

Nach kurzer Zeit starb er des Hungertodes, und selbst das Brot des Himmels, das hl. Abendmahl, konnte er nicht empfangen, obgleich er reumütig gestorben ist.

Bekämpfe den Zorn.

Galenus, einer der berühmtesten Aerzte des Altertums, erzählt, er habe einmal noch als Kind einen Mann gesehen, welcher, weil er die Tür des Hauses nicht gleich mit einem Schlüssel öffnen konnte, darüber in so heftigen Zorn geriet, daß er mit den Füßen gegen die Tür schlug, mit den Zähnen in den Schlüssel biß, dann die Faust drohend gen Himmel erhob und in greuliche Flüche ausbrach. Dieser Anblick machte auf Galenus einen solchen Eindruck und erzeugte einen solchen Abscheu vor dem Zorn in ihm, daß er sich nie in seinem Leben von dieser Leidenschaft hinreißen ließ.



Ein moderner Homer.

Sieben Städte streiten sich um die Ehre, Homers Geburtsstadt zu sein — sieben Städte streiten mir die Ehre ab, in ihnen geboren zu sein — natürlich nur wegen des Unterstützungsgeldes.

St. Josephsgärtchen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Der hl. Franz von Sales.

Dieser hl. Bischof, der sein ganzes Leben lang die Worte des Herrn befolgte: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen“, was dem hl. Joseph wunderbar ergeben und verehrt unter allen Heiligen keinen so sehr, als den keuschen Bräutigam der allerheiligsten Jungfrau Maria. Ihn hatte er sich zu seinem besonderen Beschützer erwählt, an ihn wandte er sich in allen seinen Anliegen, ihm hat er auch sein wunderschönes Buch „von der Liebe Gottes“ geweiht. Niemals schlug er eine Bitte ab, die man im Namen des heil. Joseph an ihn stellte.

Er wollte, daß seine Liebe zu diesem großen Heiligen sich auch auf seine geistlichen Töchter, die Klosterfrauen von der Heimsuchung Mariä, vererbe. Die erste Kirche dieses Ordens zu Annecy weihte er dem heiligen Joseph. In allen Ordenshäusern sollte sein Fest feierlich begangen werden; auch wollte er, daß die Novizinnen, wenn sie ihre geistlichen Übungen hielten, den hl. Joseph als ihren Führer und Patron erwählten.

Als er sich einige Zeit in Lyon aufhielt, lud ihn der dortige Kardinalerzbischof ein, am Feste des hl. Joseph in der Klosterkirche der Karmeliterinnen zu predigen. Zu gleicher Zeit bat ihn auch der Rektor der Jesuiten, er möchte in ihrer, dem hl. Joseph geweihten Kirche die Predigt halten. Mit der größten Freundlichkeit antwortete ihm der Heilige: „Mein lieber Vater, muß ich nicht an einem guten Erfolge zweifeln, wenn man von mir verlangt, an demselben Tag zweimal zu predigen? Doch aus Liebe zum hl. Joseph will ich gerne ein zweitesmal die Kanzel besteigen.“

Vor seinem Tode kam er noch einmal nach Lyon, aber schon sehr krank. Tags zuvor, als er abreisen wollte und noch keine Gefahr einen nahen Todes bemerkte, wollte P. Beraud, Rektor des Jesuitenkollegiums, sich von ihm verabschieden. Auf dessen herzliche Begrüßung antwortete der Heilige mit seiner gewohnten englischen Güte: „Wissen Sie denn nicht, mein Vater, daß ich ganz dem hl. Joseph angehöre?“

Der hl. Joseph, ein Helfer in jeglicher Art.

Eine Familie im Münsterlande war durch mannigfache Unglücksfälle ganz heruntergekommen. Ein Schlag folgte auf den andern, die Not war groß. Die armen Leute, schon vorgerückt an Jahren, fühlten sich von Gott und den Menschen verlassen. Der Gedanke, daß sie ihr Besitztum auch beim besten Willen würden

nicht mehr lange erhalten können, falls nicht der liebe Gott schnelle Hilfe sende, schnitt ihnen tief ins Herz.

In dieser Not wandten sie sich an den hl. Joseph und legten all' ihre Sorgen in seine Hände. Wiederholt hielten sie dem großen Heiligen zu Ehren eine Novene und flehten, er möge ihnen doch Mittel und Wege an- geben, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Da gab ihnen jemand den guten Rat, einen jungen Mann, der die Wirtschaft wohl verstände, als Verwalter zu sich zu nehmen. Es meldeten sich mehrere, um aber den Rechten zu treffen, hielten sie abermals zu Ehren des hl. Joseph eine Novene.



Tod des hl. Franz Xaverius.

Am Tage darnach kam ein Brief von einem jungen Manne, der, wie es schien, alle Eigenschaften für die Stelle hatte. Die guten Leuten betrachteten den Um- stand, daß der Brief gerade nach Beendigung ihrer No- vene eintraf, als einen Fingerzeig Gottes und nahmen den Verwalter an. Von dieser Stunde an war ihnen geholfen, denn selbst der eigene Sohn hätte für sie nicht besser sorgen können, als dieser junge Mann. In allen Stücken war er darauf bedacht, den alten Leuten ihre Tage zu versüßen.

Auch vielen anderen hat der Herr auf die Fürbitte des hl. Joseph in ähnlicher Weise aus der Not geholfen. Drum gehet zu Joseph!

Die hochheilige Eucharistie das Meisterwerk Gottes.

Die geheimnisvolle Verwandlung von Weizenbrot und Traubentwein in den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi ist Gottes Meisterwerk, ein Wunder über alle Wunder, das gleichsam alle die Großtaten Gottes in sich schließt, die seine Allmacht im Laufe der Jahrhunderte gewirkt hat. Es ist ein Werk, das in seiner Größe der Schöpfung selber gleichkommt, weil dabei die ganze Substanz zweier Stoffe verschwindet und ins „Nichtmehrsein“ hinabsinkt.

Um ein Wesen in seinem vollen Sein zu vernichten, bedarf es ebenso einer unendlichen Allmacht, wie um dasselbe aus dem Nichts hervorzuziehen. Das ist aber in der hochheiligen Eucharistie der Fall: Das Wesen von Brot und Wein verschwindet und es bleiben davon nur die *Gestalten*. Diese Fortexistenz der Gestalten ist aber ein neues Wunder; denn nach den Naturgesetzen können sie nicht bestehen, ohne von einer Substanz getragen zu werden.

Wer trägt nun diese Gestalten? Etwa der Leib des Herrn? Keineswegs, er ist nicht ihr natürlicher Stützpunkt, indem er weder Form noch Farbe oder andere sinnenfällige Eigenschaften mit der Hostie gemein hat. Wie kommt es nun aber, daß diese schwachen Wesensformen gleichsam über dem Abgrund des Nichts schweben? Denn einerseits können sie nicht durch sich bestehen und

bar ganz widersprechende Wunder wirkt? — Die Hand des Allmächtigen selber.

Die ewige Liebe hat an diesem anbetungswürdigen Wunder ihre große Freude, und daher setzt es die göttliche Allmacht seit dem letzten Abendmahle fort, durch alle Jahrhunderte hindurch, indem sie sich aus dem Menschengeschlechte schwache Diener erwählt und ihnen die geheimnisvolle Macht dazu anvertraut. Seitdem beginnen und vollenden Tausende von Priestern zu jeder Stunde und auf dem ganzen Erdenrunde diese unerklärbaren Wunderwerke, und zwar ohne Mühe, durch einen höchst einfachen Akt, indem sie bei der hl. Messe nur ein paar Worte leise aussprechen.

Wer denkt wohl an diese ununterbrochene Tätigkeit der Allmacht Gottes, die unsere Erde zum Schauplatz unzähliger Gotteswunder umgestaltet?



Ein christlicher Kraal.

andererseits werden sie auch nicht vom Leibe des Herrn getragen. Wer trägt und hält sie also? Antwort: Die Allmacht Gottes.

Ferner, als Jesus die hochheilige Eucharistie einsetzte, war er 33 Jahre alt, stand also im kräftigsten Mannesalter und besaß einen Leib, so edel und vollkommen, daß er, der „Menschensohn“ alle seines Geschlechtes weit überragte. Im allerheiligsten Altarsakramente aber ist die Menschheit Jesu urplötzlich wie auf einen einzigen Punkt beschränkt; alles ist verschwunden, dem Auge erscheint nur noch der Schleier der Brotsgestalt, wie eine Art Grabstein. Wer hat nun diese höchst überraschende Wirkung am Leibe Jesu Christi zustande gebracht? — Der Arm des Allmächtigen.

Und selbst im kleinsten Teilchen der konsekrierten Hostie, das unser Auge kaum noch wahr nimmt und unsere Hand nicht mehr zu teilen vermag, setzt der göttliche Heiland sein Leben und sein Erlösungswerk fort. Sein ganzer Leib ist hier zugegen, seine Augen, seine durchbohrten Hände und Füße, sein heiliges, liebevolles Herz, desgleichen seine Seele und seine Gottheit. Welches ist die Hand, die solch staunenerregende, sich schein-

bar unendliche Liebe, Weisheit und Allmacht Jesu Christi, ich bete dich an! Die hochheilige Eucharistie ist dein größtes Werk; du allein konntest sie schaffen, du allein sie erhalten. Ich weiß, daß den Wünschen deines Herzens alles möglich ist, und ich glaube gern an alle Wunderwerke, welche du in ihr wirkst.

Etwas vom allerheiligsten Sakrament.

1. Der heilige Franziskus Regis ging nie an einer Kirche vorüber, ohne in dieselbe einzutreten, und Christo Jesu, dem guten Hirten, im allerheiligsten Sakrament den Gruß seiner Verehrung und Anbetung darzubringen. — Er nannte gar oft den Tabernakel die „Heimat seiner Seele“. — fand er aber manchmal die Kirche verschlossen, so blieb er gleichviel, ob die glühendste Sonnenhitze ihn brannte, oder Regen ihn durchnäßte, oder der Wintersturm ihn umbrauste, vor der Tür auf der Schwelle andächtig knien. Er war getröstet, wenn er sich auch nur aus der Ferne mit seinem Gottheilande in der Eucharistie unterhalten konnte. —

2. Eine Nonne sah einst in der Kirche des Armenklosters zu Granada durch das Chor-Gitter — den heiligen Johannes vom Kreuz lange Zeit hingestreckt vor dem Sanctissimum liegen, still und regungslos; alsdann aber voll Freud' und Jubel, und wie feuerflammend im Gesicht, aufstehen. — Im Sprechzimmer nahm sie sich nun später das Herz, ihn um die Ursache dieses seines Frohlockens zu fragen. Ohne, wie sonst in anderen Fällen zu überlegen und sich zu besinnen, jagte er, noch ganz trunken von himmlischem Entzücken: „Sollte ich nicht voll des Jubels sein, o Tochter! da ich meinen lieben Herrn Jesus angebetet und geschaut habe?“ — Er legte dann seine Hände kreuzweis über die Brust und rief: „O Tochter, was für einen grundgütigen Gott haben wir doch! O, wie huldig, wie seligmachend er doch ist!“ —

3. Sanct Gregorius von Nazianz bezeugt in der Trauerrede, die er seiner Schwester Gorgonia hielt, das Folgende: Sie litt an einer ungewöhnlich heftigen Krankheit; und da alle Aerzte sie aufgaben, nahm sie ihre Zuflucht zu dem Größten aller Aerzte. — Gorgonia wankte in der Stille der Nacht, da ihr Schmerz ein wenig nachgelassen, zu dem Altar in der Kirche, worin das allerheiligste Sacrament aufbewahrt wurde, warf sich nieder und begann mit lauter Stimme dem Herrn Jesus alle Wunder, die er je gewirkt, vorzuzählen, und flehte dann zu ihm um Hilfe. Zuletzt ward ihre Bitte noch inniger, ihr Vertrauen noch fester; sie legte ihr Haupt auf den Altar, vergoß einen Strom von Tränen, umfaßte gleichsam die Füße Jesu und sagte: „Sie werde nicht gehen, bis ihr Hilfe gewährt sei!“ — Und während sie betete, wurde sie an Leib und Seele gestärkt, und erhielt die Gesundheit ihres Leibes wieder.

4. Der heilige Ambrosius erzählt von seinem Bruder Satyrus: Derselbe trug, als er eines Tages eine Reise über das Meer unternommen (nach dem damals üblichen Gebrauche) die heilige Kommunion in einem weizen Lächlein am Halse. Er hatte dabei das feste Vertrauen: daß ihn in der Gegenwart eines so mächtigen Begleiters kein Unheil verderben könne. — Auf dem Meer erhob sich indes ein Sturm, das Schiff trieb wieder einen Felsen und wurde zertrümmert. Satyrus warf sich mutvoll mit seinem göttlichen Reisegefährten in die wild aufstosenden Meeresfluten und landete bereits am Ufer, während die übrigen sich nach Brettern und Balken umsahen, um sich an dieselben zu klammern und ihr Leben zu retten. — Satyrus erfuhr demnach, wie wahr es sei, was St. Cyrillus von Jerusalem bezeugt: „Jedliche Verwirrung und Gefahr schwindet, wo Jesus Christus gegenwärtig ist!“ —

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Meine gute Mutter ist auch bald gestorben, und ich war noch ein so kleines Mädchen, daß ich nicht recht wußte, was Sterben ist. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette saß, als sie krank war, und ihr die Fliegen wehrte und ihr alle die kleinen Gebete und frommen Sprüche, die sie mich gelehrt, vorsagte und meinem Vater zur Hand ging, sie zu pflegen, so viel es ein Kind vermag.

Da ich nun oft, wie meine Mutter, Arzneikräuter suchte, mit ihr im Wald gewesen war und sie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mitgeteilt hatte, so war

damals meine Seele so erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einmal in der Nacht vor anbrechendem Tag in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu suchen, von welchen mir geträumt hatte. Ich lief lange herum und suchte mit unbeschreiblicher Angst die Kräuter, welche ich mich vorher gesehen zu haben nicht erinnerte. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, und ich war weit von unserer Hütte verirrt, aber ich vergaß vor Begierde, das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger; und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Tränen zu dem lieben Jesukinde betete, es möge mir doch das Kraut suchen helfen, ich wolle ihm auch mein Brot schenken, bin ich darüber vor Müdigkeit eingeschlafen.

Nach einigen Stunden erwachte ich und sah eine edle schöne Frau vor mir stehen; ein Diener führte ihr Kopf, auf welchem ihr Söhnlein saß; sie aber war abgestiegen, als sie mich so allein im wilden Walde liegen sah. Sie fragte mich, wer ich sei. Und da ich ihr gesagt, ich sei Voglers Elb von der Hirzentreu und sei heute früh ausgegangen, ein Kräutlein für die kranke Mutter zu suchen, küßte sie mich und sagte, daß sie mich heimführen wolle mit sich nach der Laurenburg; denn sie war die Hausfrau des alten Laurenburgers, deine Großmutter. Von da wolle sie mich über die Lahn nach der Hirzentreu bringen lassen. Sie setzte sich nun auf das Kopf und nahm mich vor sich auf des Pferdes Hals; ihr Söhnlein aber, Jörg, saß hinter ihr und hatte sie mit den Armen umfaßt.

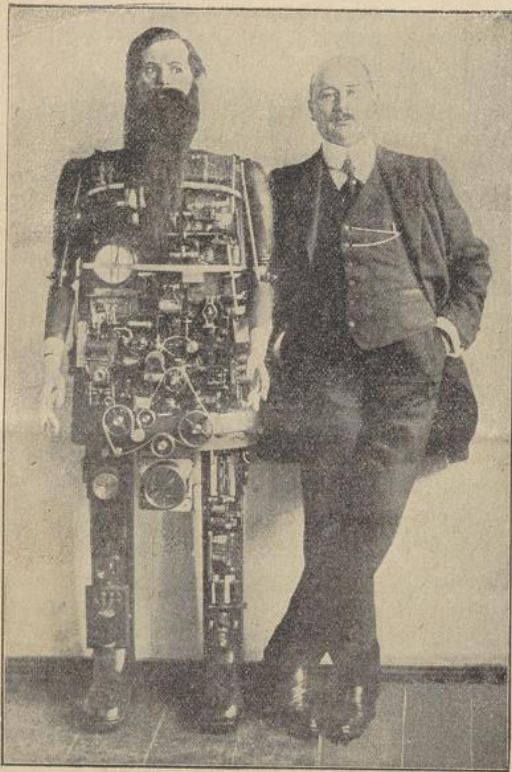
So zogen wir ein Stück Weges nach dem Lahntal hinab, und hatte ich sofort all meine Not vergessen, denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Nieder mit ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing an, mich zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brot nicht mehr in der Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: „Elb, was weinst du?“ und ich sagte ihr: „Ich hungre, denn ich habe dem Jesukind mein Brot gegeben, und das Kräutlein von ihm erhalten; aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungre“, und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen.

Ich mußte der Edelfrau aber das Kraut beschreiben, denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: „Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn siehe, mein Kind, mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuche eingeschlagen in seinem Wadsack auf dem Rücken. Das Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern ich habe es im Kloster Arnstein, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalten, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseits des Meeres hat.“ Da mußte der Knecht den Wadsack öffnen, und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht, und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unserer Hütte zu.

Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zur Lahn hinab und an einer leichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener auch bald kam und mich auf dem Rahne zu meinen Eltern sicher zurückbrachte. Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen und gab mir noch ein Krüglein mit

altem Wein und einige stärkende Gewürzküchlein für die kranke Mutter mit und versprach, sie selber morgen zu besuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Wasser nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarinstock, den er aus seinem Gärtlein ausgerissen und sprach: „Du, Kleine, das stell' an deiner Mutter Bett, das ist ein guter Ruch, wenn man fiedt ist. Elslein, komm bald wieder!“ Da gab er mir die Hand und wir schieden.

Als wir auf Hirzentreu ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bett; die umarmte mich und sagte: „Els, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht sterben können aus Sorge, daß du verloren seiest; Gott aber



Der künstlich und mechanisch sprechende Mensch „Occultus“

hat mich wunderbar getröstet durch das, was geschehen, und hat mir dein Vater von dem Kraute einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquickt.“ Da gab ich dem Vater den Rosmarinstock; der pflanzte ihn in einen schönen neuen Krug neben der Mutter Lagerstätte. Nun nahm der Diener Abschied, nachdem er den Wein und die Würzküchlein dem Vater gegeben.

Es war darüber Abend geworden. Mein Vater gab der Mutter noch von dem Weine und der Würze, und sie fand sich so gestärkt, daß sie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leise mitsang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager einschlief.

Gegen Morgen aber weckte mich der Vater und sagte mir mit Weinen: „Wach' auf, lieb' Elslein, und schau nach der Mutter, und gib ihr, was sie verlangt; sie ist gar krank, und ich will nach Kloster Arnstein laufen um die letzte heilige Wegzehrung für sie. Halte dich still, so sie schläft, und bete still, und so sie es verlangt, reiche ihr

zu Trinken, auch schaue nach dem brennenden Kienspahn im Kamin, daß kein Unglück entsteht!“

Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und sprach: „Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu christlichem Geleite! Ich gehe nach Kloster Arnstein; o wie ist dir, liebe Agnes?“ — Da sagte die Mutter: „Ich lege mein krankes Haupt wie ein Kind in den Schoß dessen, der gesagt hat: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“, und ich habe das Vertrauen, er werde mich mit vollem Troste von dir scheiden lassen. So gehe denn hin und bringe mir den letzten Trost!“ — Da küßte sie der Vater und ging fort.

Ich aber redete leise zu Füßen des Bettes: „Mutter, darf ich zu dir kommen?“ Da sagte sie: „Ja, lieb' Elslein; doch stehe erst auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe; mich verlangt sehr danach.“ — Geschwind eilte ich zu der Truhe, doch der Deckel war so schwer, daß ich ihn nicht heben konnte. Das klagte ich der Mutter; die sagte: „Elslein, bete! Der dir das Kraut gebracht, das mich so erquickt, der wird dir auch helfen, die Truhe zu öffnen, so du ihm vertrauest.“ Da fiel ich vor der Truhe auf die Kniee und betete, Jesus möge mir die Truhe öffnen. Und Gott erbarmte sich mein; ich öffnete die Truhe mit leichter Mühe und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es ist dasselbe, welches noch in Poltsnich an meinem Bette hängt, und unsere Truhe zu Haus ist dieselbe Truhe.

Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es und drückte es an ihr Herz; ich aber legte mich zu ihr auf das Hauptkissen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie sprach nicht, sie flüsterte betend, und so entschlief ich. — Bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte sie sagen: „Güter, ist die Nacht schier hin? — Wer da? — Gut Freund! Sei getrost, ich bin's! Fürchte dich nicht! — Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser!“

Nach diesen Worten bewegte sie sich mühsam im Traume. Ich verstand sie nicht und weckte sie mit Küßen: „Lieb' Mutter, was verlangt dein Herz?“ — Da schlug sie die Augen auf und sagte: „O mein Jesus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, sage, hast du den lieben Heiland nicht gesehen? Wo ist er hingegangen?“ — Ich verstand sie nicht und suchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen entfallen war und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: „Herzmutter, da ist der liebe Heiland!“

Da küßte sie das Kreuz wieder und sagte dann: „Elslein, ich war allein auf einem Rahn auf einem großen Wasser. Es war eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und ich sehnte mich nach dem Tag. Endlich sah ich ein Sternlein, das zog leise über das Wasser wie ein Wächter durch die Flur. Da rief ich mit aller Macht: „Güter, ist die Nacht schier hin?“ — Und der Stern antwortete: „Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein; wenn du schon fragest, so wirfst du doch wieder kommen und wieder fragen.“ — Da kam es gegen mich über die Wogen geschritten, und ich sah, daß es ein einsame Gestalt war. Wer da?“ Und es antwortete: „Gut Freund!“ — Ach, da ward mein Herz so freudenvoll und ich dachte: „Sollte es wohl mein Jesus sein?“ — „Sei getrost, ich bin's, fürchte dich nicht!“ Und ich sprach: „Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser.“

Da winkte er mir und ich trat aus dem Rahn auf das Wasser, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir her schwebte wie eine Wolke oder ein Schatten.

Und wenn ich so recht mutig und begierig auf ihn zuing und recht glaubte, daß er es gewiß sei, und daß er sich meiner erbarmen werde und einen Glaswagen vom Himmel rufen, mich zu sich hineinsetzen und zum himmlischen Paradiese fahren werde — ach, da war er mir so nah, so nah, daß ich schon das Wehen der Seligkeit fühlte. Dann kam aber plötzlich eine Welle, und erhob sich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu versinken auf dem Wasser. Und wie meine Sorge wuchs, schwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne. Ja,

heiligen, kostbarsten Blutes auf meine Flügel, und sie werden gereinigt sein!“ Und es floß nieder zu ihnen; — da waren sie rein, und ich schwang sie freudig!

Du aber lagest in meinem Schoße. Ich wollte dich küssen und Abschied von dir nehmen, da schlangest du die Arme um mich und wolltest mich nicht lassen, und deine Worte erweckten mich von dem seligen Traume.“

(Fortsetzung folgt.)

Der künstliche, mechanisch sprechende Mensch.

(Siehe Bild Seite 142.)

Einem Berliner ist es nach jahrelanger Mühe gelungen, einen künstlichen Menschen herzustellen, der gehen, sprechen, singen, lachen und pfeifen kann. Dieses neue mechanische Kunstwerk „Occultus“ ist eine vollkommen lebensgroße Figur, die dem Menschen so täuschend ähnlich nachgemacht wurde, daß man auf 1 Meter Distanz nicht mehr entscheiden kann, ob diese Figur lebt oder künstlerisch hergestellt ist.

Der Engel als Armenpfleger.

(Siehe Bild nebenstehend.)

Dem die Stadt Hannover besuchenden Fremden fallen besonders die an vielen Straßenecken befindlichen aus Gußeisen gefertigten Standbilder eines Engels auf, der auf seinem Schoße eine überdachte Almosenkasse hält. Diese Engel sind seit undenklichen Zeiten aufgestellt und die eigenartigen Kassen werden viel benutzt, um gesandene oder auch auf unregelmäßigen Wege erworbene Geldbeträge den Armen zuzuführen. Man sagt in Hannover allgemein, wenn man ein Geschäft oder eine Sache nicht unternehmen will: „ich werfe lieber den Betrag in den Engel, als daß ich das unternehme.“ Diese mahnenden Almosenempfänger wären auch in anderen Städten sehr am Platze.



Der Engel als Armenpfleger.

es ward wieder zu dem einsamen Stern, den ich zuerst gesehen, und auch der verschwand.

Da war ich ganz allein auf dem Wasser, und der Rahn trieb zu mir her. Ich sah dich darauf sitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin und saß bei dir im Rahn und herzte dich; du aber entschliefest in meinem Arme.

Ich aber wachte, und die Nacht war wieder so lang, so lang. Da hörte ich den Flügelschlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnsucht: „Wächter, ist die Nacht schier hin?“ — Es flog aber ein Täublein über meinem Haupt, das rief mir zu: „Lege Flügel der Liebe an und folge mir nach! Deine Seele findet nicht, wo sie ruhe auf der Sündflut. Siehe, schon streckt der himmlische Noah seine Hand aus der gestirnten Arche, von der du ausgeflogen, um dich wieder hereinzunehmen. Aber achte, daß dein Gefieder rein sei!“ — Da sah ich den Himmel voll Sterne, aus dem blickten die Hände, die Füße und die Seite des Herrn; und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubinen und bluteten hernieder, und die Taube flog ihnen zu. — Ich aber hatte Flügel und breitete sie aus und wollte sie schwingen; aber sie waren schwer und unrein. Da rief ich: „O Herr, nur ein Tröpflein deines



Eine 80jährige Studentin.

Die achtzigjährige Witwe eines reichen Fabrikanten aus Racine Wisconsin, Frau Amy D. Winship hat an der Universität des Staates Ohio in Columbus ihr zweites Studienjahr begonnen. Sie hat sich zu diesem Studium vorher durch eine Kur in Texas gekräftigt, gedient vier Jahre stud. phil. zu bleiben und dann noch verschiedene „Praktika“ durchzunehmen.

Aus dem finstern Heidentum.

Vom Hochw. P. Ema. uel Ganisch.

Ezenstochau. Eine eigentümliche Erscheinung ist hier in den letzten 4—5 Monaten zu Tage getreten. Vier schwarze Häuptlinge sind binnen kurzer Zeit unter den nämlichen Krankheitserscheinungen gestorben. Die Sache hat allem Anscheine nach einen politischen Hintergrund.

Vor einem halben Jahre wurde der Amakuzahäuptling Pata von der Regierung wegen verschiedener Vergehen abgesetzt und des Landes verwiesen. Zu gleicher Zeit wurde ein neuer Häuptling, Mnyamana mit Namen, von der Regierung eingesetzt. Derselbe kam aus einer andern Gegend und hatte seine Sachen bereits auf seinen neuen Bestimmungsort bringen lassen. Er selbst wollte noch einige Tage bei seinen Verwandten am Inkonso-Flusse, in der Nähe von Creighton, zubringen. Da kam plötzlich die Nachricht: „Mnyamana ist tot.“ Bald darauf beschloß die Regierung, einen Beamten des früheren Häuptlings Pata zum Inkono zu machen; Bezela war sein Name. Die Regierung hatte noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, als wir die Nachricht erhielten: „Bezela, der uns noch wenige Tage vorher ganz gesund einen Besuch abgestattet hatte, ist tot.“ Der Distriktsarzt von Bulwer kam noch am späten Nachmittag und ließ den bereits begrabenen Bezela wieder exhumieren.

Besonderes Aufsehen erregte hier auch der Tod des Amabaca-Häuptlings Bekufupiwa. Derselbe war kaum 30 Jahre alt, stark gebaut und immer gesund. Auch er gleich den übrigen Häuptlingen war nur zwei oder drei Tage vor seinem Tode krank gewesen.

Ein vierter Häuptling endlich, Mzumefshe mit Namen, der zwischen Ezenstochau und Revelaer wohnte, starb ebenfalls so plötzlich wie seine Kameraden. Daß diese Ereignisse unter den hiesigen Stämmen das höchste Aufsehen erregen, versteht sich von selbst.

Briefkasten.

A. A., Günzburg. Sie wollen ein Buch haben über A. A. Emmerich? Kaufen Sie das betr. vorzügliche Werk von P. Thomas Wegener, Dülmen, Laumannsche Buchhandlung.

J. K., Bergheim. Eine treffliche Ausgabe der „Nachfolge Christi“ ist die von A. Joz. C. M. Erscheint ebenfalls bei Laumann in Dülmen.

Aus Kennzähnen. Den großmütigen Betrag richtig erhalten. Gott vergelte es!

M. G. 100.

L. D., Frankfurt a. M. Werden Ihrem Wunsche entsprechen.

Antoniusbrot

für Afrita teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Emmerich, Eder, Schleibach, Schmithof, Atteln, Schaffhausen, Aachen, Dedingen, Krefeld, Stadlohn, Münster, M.-Glabach, Würzelen, Affeln, Schoppinich, Norkbach, Grevenbach, Zbach (für Erhöhung in wichtigen Anliegen), Bärge, Chur, Wyler, Nafels, Stans (Dank dem hl. Josef für glückliche Operation), Haag (Dank dem hl. Josef für Erhöhung in wichtigen Anliegen), Thann, Brannenburg, Eggenfelden, Geisa, Bichweiler, Bernarz, Nafels, Winden, Billebeck, Hengeln, Lohmar, Schauen, Holzheim, Rörbeck, Ens-dorf, Gronau, Bruchhausen, Niederemmel, Herrentrop, Warendorf, Mantinghausen, Gey, Nordkirchen, Brehell, Wigerath, Eupen, Eicherheid, Pfaffendorf, Rottuln, Gelsenkirchen, Rehlingen, Lipp-irringe, Widdeshofen, Goch, Paderborn, Angermund, Bärholz, Irrel, Belmede, Niederau, Biegelscheime, Bognwinkel, Bütgenbach, Greven-broich, Guichenbach, Klein-Heusweiler.

Danksgagen

gingen ein aus: Baugen, Ellwangen, Geiselhöring, herz. Dant dem hl. Antonius in bei. Anliegen, K. A. in W., Warendorf, Borch, Kottweil (durch Anrufung des hl. Judas Thaddäus in einem schwierigen Anliegen Hilfe gefunden), Bettmaringen für Glode 12 Mt., Jährsdorf (das Herz Jesu hat geholfen in schweren Anliegen), Maierhof bei Baduz, Mutters bei Junsbruck.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Eßeln, Heng-larn, Weisfeld, Carum, Diefdorf, Bruchhausen, Merstein, Schweiler, Andernach, Straßfeld, Geiser, Büsbach, Belmede, Scheuren, Klein-Heusweiler, Guichenbach, Alsfätten, Wohlen, Wildhaus, St. Gallen, Otten, Deuchingen, Mülheim, Schwyz, Oberriet, Wil, Thal, Wöhlenschwil, Stein a. R., Einsiedeln, Mörel, Wittman, Sirmach, Wohlen, Nafels, Morischach, Günsberg, Güttingen, Rägivil, Erichwil, Wären-loß, Graubenz, Neubrunn, Ellwang (schweres Seelenleiden), Geisel-höring, Feltzenzell, Friedrichshafen, Kranter Pfister, Regelung sämtlicher Verhältnisse, Friede unter Mitgliedern, Schiltigheim, Linz a. D., Gastenz, Ob.-Deß.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Elisabetha Müller, Nürnberg. Maria Deheneder, Kern. Theresie Emsentlicher und Kreszentia Thalhofer, Niden. Theresie Weßpfer, Karolina Peter und Maria Linder, Sierenz. Nikolaus Meyer, Saarnun. Helene Gelerich, Bernarz. Prälat Dr. Gustav Wans-jura, Posen. Wwe. Peter Henn, Winkefont. Johann Kribben, Bingsdorf. Anna Weber, Münster i. W. Hochw. Joh. Wolf, Mag. Bertha Most, Breslau. Hochw. Jos. Brießnitz, Niermstheide. Raver Rothärmel, Lauscha. Johann Stitz, Prof., Tettmang. Michael, Maria und Barbara Krimmel, Schwemmelbach. Rosina Baber Diselhanien. Karl Müller, Jlsfurt. Kath. Umscheid, Dorf-projekten. Hochw. Martin Kolmsberger, Landsberg a. L. Josef Bubenz, Rastdorf. Josefa Nies, Niegel. Margaretha Kolb, Hardt. Johann Maister, Weiler. Friedrich Walsch, Ottersweier. Franz Abrel, Niederrieden. Franz Hauser, Mählberg. Barbara Kraus, Hausen. Heinrich Wismaier, Sulzbach. Mr. Heilmann, Newyork. M. Anna Eichler, Kempten. Raver Wagner Dypfenbach. Apollonia Bayer, Kuelzheim. Engelbert Seyfried, Meersburg. Elise Krämer, Hochdorf. Sebastian Jährbühl, Regina Kronfelder, Maria Schropp, Ambros Plant, Nikolaus Plant, Anna Fischer, Josef Groß, sämtl. von Regensburg. Michael Hirner, Reinhausen. Josef Dietl, Roth. Theresie Fischer, Jnnenhienthal. Franziska Wild, Regensburg. Maria Langmann, Gist. Anna Bok, Straden. Herr Jofer. Jöbist. Theres Deneri, Stadt-Neben. Franziska Konesan, Troppan. Josefa Rutter, Linz. Helena Huebhausen, Albang, Amerita. Katharina Drgler, Brenner. Rudolf Dewagner, Linz. Peter Auer, Oberillach. Johanna Weher, Winn. M. Maria Gabriela, Laibach. S. M. Johanna, Priorin, Köszeg. Johanna Sufenik, Sarajevo. Theres Fasching, Gleinfetten. Maria Feins, Graz. Anna Papst, Graz. Anton Weber, Fuhning. Maria Kem-ling, Gnas. Mater Modesta, Alagenfurt. Maria Klingbühl, Maria Bacher, Elisabeth Schaffer, Helena Brugger, sämtl. aus Murau. Gebhard Gistler, Bärge. Agatha Miller, Wil-Turgi. Herr Wif, Magedorf. Gottfried Dubäcker, Söbingen. Anton Bogel, Nafels. Barbara Rittler, Wyler. Jakob Stieger, Mörsch-wil. Maria Gröbli, Engelberg. Mathilde Buchhard, Walters. Bernhard Möllmann, Hagen. Andreas Endres und Anna Maria Schmis, Prüm. Joh. Hubert Härzen, Straß. Josef Wangelmann und Anton Schallör, Rörbeck. Johannes Knappstein, Delede. Heinrich Heinen, Franz Tambour und Martin Gillissen, Alben-hoven. Peter Jos. Königstein, Elisabeth Königstein, Franz Wirz und Maria Helena Wirz, Niedermetz. Fel. Fromm, Paderborn. Pfarrer Thomé, Borgen. Pfarrer Biel, Grevenmacher. Wwe. J. A. Michels, Effenhausen. Josefina Weber, Freund. Anna Maria Berrisch, Köln-Sülz. Emma Felder, Hadeswagen. Clemens Bod-lage, Carum. Nikolaus Haus, Eupen. Peter Lixentkirchen, Stein-büchel. Pfr. Heinrich Mehrmann, Herbern. Frau Gastwirt Witte, Henrichenburg. Wilhelm Sains, Ortsvorsteher, Heisterbach-roth. Margareta Schiffers, Herzogenrath. Hochw. Dr. Willenberg, Dnythen. Wilhelm von Meer, Caster. Fran G. Stratmann, Bel-med. Kath. Pitten, Herzogenrath. Henry Mattes und Joha Boffier, Carroll, Iowa. John Knoll, Mountangel, Dre. Anton Reubauer, Milwaukee, Wis. John Weber, Chicago, Ill.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.